



**Zerstörte jüdische Gemeinden  
im Burgenland**

**Eine Spurensicherung  
am Beispiel Kittsee**





VERÖFFENTLICHUNGEN DES ETHNOGRAPHISCHEN MUSEUMS  
SCHLOSS KITTSEE

- Heft 17 ZERSTÖRTE JÜDISCHE GEMEINDEN IM BURGENLAND –  
EINE SPURENSICHERUNG AM BEISPIEL KITTSEE.  
Begleitvorträge zur Ausstellung vom 13. Dezember 2003 bis 7. März 2004  
im EMK. 2005.

Bisher erschienen:

- Heft 1 Klára K. Csilléry:  
DIE BAUERNMÖBEL VON HARTA.  
Erläuterungen zur Möbelstube der Ungarn-Deutschen in der Sammlung des  
Ethnographischen Museums Schloß Kittsee. 1981.
- Heft 2 Klaus Beitzl (Hg.):  
VERGLEICHENDE KERAMIKFORSCHUNG IN MITTEL- UND  
OSTEUROPA.  
Referate des 14. Internationalen Hafnerei-Symposiums  
Vom 7.–11. September 1981 im EMK. 1984.
- Heft 3 Klaus Beitzl (Hg.):  
ALBANIEN-SYMPOSIUM 1984.  
Referate der Tagung „Albanien. Mit besonderer Berücksichtigung der  
Volkskunde, Geschichte und Sozialgeschichte“  
am 22. und 23. November 1984 im EMK. 1986.
- Heft 4 Klaus Beitzl (Hg.):  
KROATEN-TAG 1985.  
Referate des „Kroaten-Tages“ / „Dan kulture Gradišćanskih Hrvatov“  
am 28. April 1985 im EMK. 1986.
- Heft 5 Emil Schneeweis und Felix Schneeweis:  
VON DALMATINISCHEN BILDSTÖCKEN UND  
WALDVIERTLER GLOCKENTÜRMEN.  
Zwei Beiträge zur Flurdenkmalforschung. 1988.
- Heft 6 Petar Namičev:  
LÄNDLICHE ARCHITEKTUR IN MAZEDONIEN.  
Mit 60 Zeichnungen des Verfassers. 1996.
- Heft 7 Barbara Tobler (Bear.):  
DIE MÄHRISCHEN KROATEN.  
Bilder von Othmar Ružicka. Mit Beiträgen von Dragutin Pavličević und  
Anto Nadj. 1996.
- Heft 8 Margit Krpata und Maximilian Wilding (Red.):  
DAS BLATT IM MEER – ZYPERN IN ÖSTERREICHISCHEN  
SAMMLUNGEN.  
Begleitbuch zur gleichnamigen Sonderausstellung vom 26. April bis  
2. November 1997 im EMK. 1997.
- Heft 9 Matthias Beitzl, Ulrich Göttke-Krogmann und Veronika Plöckinger (Hg.):  
GALIZIEN – ETHNOGRAPHISCHE ERKUNDUNG BEI DEN BOJKEN  
UND HUZULEN IN DEN KARPATEN.

- Begleitbuch zur gleichnamigen Jahresausstellung vom 6. Juni bis 2. November 1998 im EMK. 1998.
- Heft 10 Veronika Plöckinger und Matthias Beitzl (Hg.):  
**ZWISCHEN DEM SICHTBAREN UND DEM UNSICHTBAREN. HISTORISCHE KALENDERBRÄUCHE AUS BULGARIEN.**  
 Eine Ausstellung des Ethnographischen Instituts mit Museum der Bulgarischen Akademie der Wissenschaften im Rahmen von EFMO (Ethnologie-Forum Mittel- und Osteuropa). Begleitbuch zur gleichnamigen Jahresausstellung von 20. Juni bis 1. November 1999 im EMK. 1999.
- Heft 11 Matthias Beitzl und Veronika Plöckinger (Hg.):  
*familienFOTOfamilie.*  
 Begleitbuch zur Jahresausstellung im EMK von 16. April bis 5. November 2000.
- Heft 12 Klaus Beitzl und Reinhard Johler (Hg.):  
**BULGARISCH-ÖSTERREICHISCHES KOLLOQUIUM EUROPÄISCHE ETHNOLOGIE AN DER WENDE.**  
 Aufgaben – Perspektiven – Kooperationen. Referate der 1. Kittseer Herbstgespräche vom 10. bis 12. Oktober 1999. 2000.
- Heft 13 Veronika Plöckinger und Matthias Beitzl (Hg.):  
**ISTRIEN: SICHTWEISEN.**  
 Begleitbuch zur Jahresausstellung im EMK von 27. Mai bis 14. Oktober 2001 und von 27. Oktober 2001 bis 27. Jänner 2002 im ÖMV. 2001.
- Heft 14 Klaus Beitzl und Veronika Plöckinger (Hg.):  
**FORSCHUNGSFELD FAMILIENFOTOGRAFIE.**  
 Beiträge zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie zu einem populären Bildmedium. Referate der 2. Kittseer Herbstgespräche. 2001.
- Heft 15 Franz Grieshofer und Matthias Beitzl (Hg.):  
**DIE MUSEUMSSAMMLUNG – SAMMLUNGSINTENTION, AUSWAHLKRITERIEN, KONTEXTUALISIERUNG. INHALTE UND STRATEGIEN DER VERGANGENEN 10 JAHRE SOWIE ZIELSETZUNGEN FÜR DIE NÄCHSTE DEKADE.**  
 Beiträge der II. Internationalen Konferenz der Ethnographischen Museen in Zentral- und Südosteuropa in Wien vom 18.–21. September 2002. 2003.
- Heft 16 Werner Endres und Franz Grieshofer (Hg.), Veronika Plöckinger (Red.):  
**KERAMIK ALS ZEICHEN REGIONALER IDENTITÄT.**  
 Beiträge des 36. Internationalen Hafnerei-Symposiums des Arbeitskreises für Keramikforschung in Kittsee vom 21. bis 26. 09. 2003. Wien/Kittsee 2005.



# Kittseer Schriften zur Volkskunde

Veröffentlichungen des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee – 17

## **Zerstörte jüdische Gemeinden im Burgenland – eine Spurensicherung am Beispiel Kittsee.**

**Begleitvorträge zur Ausstellung  
vom 13. Dezember 2003 bis 7. März 2004**

Gedruckt mit Förderung des Bundesministeriums für  
Bildung, Wissenschaft und Kultur in Wien  
und der Marktgemeinde Kittsee

Kittseer Schriften zur Volkskunde, Band 17

Eigentümer, Herausgeber und Verleger:  
Österreichisches Museum für Volkskunde  
A-1080 Wien, Laudong. 15–19  
Ethnographisches Museum Schloss Kittsee  
A-2421 Kittsee, Dr. Ladislaus Batthyány-Platz 1  
Direktion: Franz Grieshofer  
Geschäftsführung: Margarete Wallmann

Zerstörte jüdische Gemeinden im Burgenland – eine Spurensicherung am Beispiel  
Kittsee. Begleitvorträge zur Ausstellung vom 13. Dezember 2003 bis 7. März 2004.

Redaktion: Veronika Plöckinger  
Cover: Sabine Hosp, Atelier ID  
Cover-Abbildung: Jüdischer Friedhof in Kittsee 1993, Marion Degnerth / Alfred Lang,  
Burgenländische Forschungsgesellschaft  
Satz: novum Verlag, Horitschon  
Druck: Börsedruck Wien

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 3-902381-07-8

Alle Rechte vorbehalten.  
Selbstverlag des Österreichischen Museums für Volkskunde,  
Wien/Kittsee 2005

## Inhaltsverzeichnis

- 9            *Veronika Plöckinger*  
Vorwort
- 11           *Irmgard Jurkovich*  
Unwiederbringlich verloren –  
Jüdisches Leben in Kittsee vor 1938
- 33           *Irmgard Jurkovich*  
„Vergessen. Ohne Erinnerung bin ich tot.“  
Aufarbeiten und Gedenken im Sinne von Nichtvergessen
- 48           *Irmgard Jurkovich*  
Quellenangaben
- 52           *Peter F. N. Hörz*  
Ausheimisch? Jüdische Kultur im Burgenland  
zwischen Integration und Ausgrenzung
- 72           Über die Autorin/den Autor



## Vorwort

Veronika Plöckinger

---

Von März bis Juni 1993 veranstalteten die Burgenländischen Volkshochschulen eine Wanderausstellung mit Begleitprogramm unter dem Projekttitel „Zerstörte jüdische Gemeinden im Burgenland. Eine Spurensicherung“. Erarbeitet wurden die Texte zu den ehemaligen jüdischen Gemeinden von Studentinnen und Studenten des Instituts für Volkskunde der Universität Wien im Rahmen ihrer Seminararbeiten, die als Ausstellungsdokumentation am Institut gezeigt wurden. Ohne den Anspruch auf Vollständigkeit und einer umfassenden Darstellung der Geschichte des Judentums im Burgenland zu erheben, übernahmen und präsentierten die Burgenländischen Volkshochschulen in der Folge diese Ausstellung in den 12 Gemeinden des Burgenlandes, deren jüdische Gemeinden die Basis der Arbeiten bildeten.

10 Jahre danach wurde die inhaltlich überarbeitete und neu gestaltete Ausstellung wieder präsentiert. Die erneute „Spurensuche“ zeigt, dass sich einiges verändert hat: Jüdische Friedhöfe werden gepflegt, neue Gedenktafeln und Gedenkstätten erinnern an die jüdische Bevölkerung im Burgenland, immer mehr Wissenschaftler/innen und Betroffene nehmen sich des Themas an. Trotzdem gibt es noch Unbearbeitetes und es fehlen noch einige Informationen, um ein vollständiges Bild über das Judentum im Burgenland geben zu können.

Im Winter 2003/4 war diese Dokumentation im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee zu sehen. Sie sollte Einblick und Überblick geben: über die Entwicklung der ehemaligen jüdischen Gemeinden, über einzelne Aspekte des jüdischen Lebens, über die heute noch sichtbaren Spuren der jüdischen Kultur und des jüdischen Lebens. Der Ausstellungsort Kittsee war aufgrund der jahrhundertelangen Geschichte des Ortes als Sitz einer aktiven jüdischen Gemeinde besonders passend.

Die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Kittsee genauer zu beleuchten war die Aufgabe der drei Begleitvorträge, die auf großes Interesse bei der lokalen und regionalen Bevölkerung stießen. Der Vortrag von

OSR Dir. Irmgard Jurkovich (Kittsee) zur Ausstellungseröffnung am 12. Dezember 2003 widmete sich dem Jüdischen Leben in Kittsee vor 1938. Die Fortsetzung der Lokalhistorie – ebenfalls von Frau Jurkovich – folgte am 15. Jänner 2004 unter dem Titel „Vergessen. Ohne Erinnerung bin ich tot. Aufarbeiten und Gedenken im Sinne von Nichtvergessen“. Um die Geschehnisse in Kittsee in den gesamtburgenländischen Kontext zu setzen, referierte Dr. Peter F. Hörz (Reutlingen/D) am 29. Jänner 2004 über „die Jüdische Kultur im Burgenland zwischen Integration und Ausgrenzung“.

## **Unwiederbringlich verloren – Jüdisches Leben in Kittsee vor 1938**

Irmgard Jurkovich

---

65 Jahre sind seit jenem Datum (15. 4. 1938) vergangen, an dem sich in Kittsee – und in der Folge dann auch im übrigen Burgenland und österreichweit – ein schreckliches Kapitel unserer Orts- und Heimatgeschichte ereignete, das ein Volk, das Jahrhunderte hier beheimatet war, auslöschte: die Juden.

Wenn sich die Burgenländischen Volkshochschulen die Mühe machen, um in Form einer Wanderausstellung die Spuren der zerstörten jüdischen Gemeinden im Burgenland zu sichern, so tun sie es in der Meinung, dass auch eine positive Assoziation mit der jüdischen Kultur, die immer wieder nur in Verbindung mit den nationalsozialistischen Verbrechen erwähnt wird, möglich sein müsste. Nicht nur die historische Rückblende ist in den Mittelpunkt gestellt, sondern der Blick richtet sich auch auf die Gegenwart, welche Spuren jüdischer Kultur in unseren Dörfern noch anzutreffen sind und wie sich die Plätze und Orte einstigen jüdischen Lebens im Burgenland heute präsentieren.

Hier wird nun versucht, einen Einblick in die bzw. Überblick über die Historie der Juden von Kittsee, über das, was einst war und heute noch ist oder nicht mehr ist, zu geben. Die ersten sicheren Spuren von Juden auf dem heutigen Gebiet des Burgenlandes führen in das 13. Jahrhundert. Im 16. Jahrhundert begannen die westungarischen Grundherren, ihre vielfach brachliegenden Besitzungen in funktionierende Agrarbetriebe umzuwandeln. In verödeten oder von Türken verwüsteten Dörfern wurden Kroaten angesiedelt, und zur Intensivierung des Warenhandels ließen die Grundherren jüdische Händler ins Land. Zigeunern wurde die Ansiedlung gestattet, da man sie als Schmiede benötigte. Die ethnische wie auch religiöse Vielfalt hat sich bis heute – mit Ausnahme der Juden – im Burgenland erhalten.

Der Beginn einer kontinuierlichen jüdischen Besiedlung ist jedoch erst im zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts zu verzeichnen. Die erste urkundliche Erwähnung Kittseer Juden geht auf das Jahr 1648 zurück, dabei ging es um einen Streit der Lederzunft zwischen Preßburg und Kittsee bzw. der Familie Liszty. 1663 wird ein „Weima Jud zu Kittsee“

in einem Schriftstück erwähnt. Nach 1671 dürfte schon eine Judengemeinde bestanden haben, denn Dank der Machtentfaltung der Familien Esterházy und Batthyány siedelten im damaligen Westungarn auch dann noch Juden, als diese aus anderen österreichischen und ungarischen Regionen vertrieben worden waren. So entstanden um 1690 die so genannten sieben heiligen Gemeinden oder Siebengemeinden, die *Schewa Kehilot*, zu denen im Norden des heutigen Burgenlandes Frauenkirchen, Kittsee, Eisenstadt, Mattersdorf, Kobersdorf, Lackenbach und Deutschkreutz zählten. Unter der Batthyány'schen Schutz- und Grundherrschaft entfalteten sich im Süden des Landes die jüdischen Gemeinden Rechnitz, Schlaining und Güssing sowie im heutigen Ungarn liegend Groß-Kanisza (Nagy-Kanisza) und Körömend. Die Ansiedlung von Juden erfolgte durch die Ausstellung von Schutzbriefen, die immer wieder erneuert wurden. Sie regelten auf Vertragsbasis die Rechte und Pflichten der Untertanen des Fürsten bis ins kleinste Detail. Das Privileg erging am 9. 1. 1692 unter Fürst Paul Esterházy an die Kittseer Juden und wurde nach dessen Tod durch seinen Sohn Michael am 1. 1. 1724 erneuert.

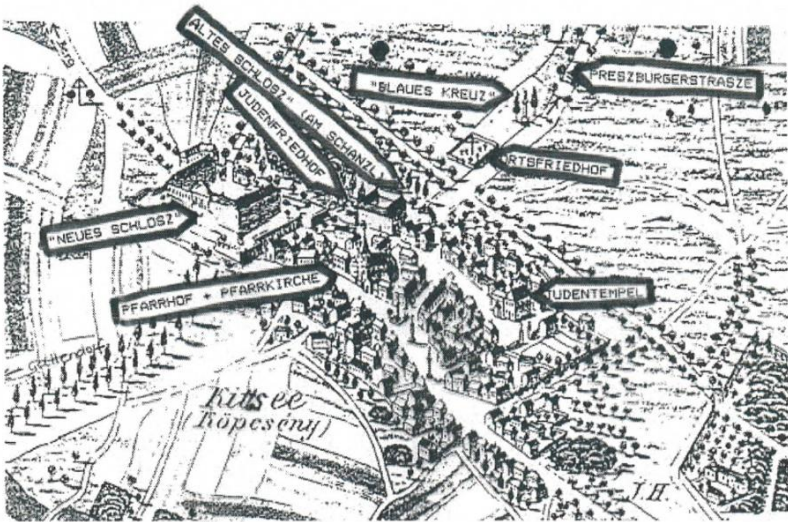


Abb. 1: „Perspektivenkarte des Erzherzogtums Österreich unter der Enns“ von Franz Xaver Schweickhardt (1794–1858), Entstehung zwischen 1830 und 1838, XXXVI. Sektion (Umgebung von Hundsheim, Prellkirchen und Kittsee)



Abb. 2: Kittsee, Herrengasse vor 1938

Die Geschichte der burgenländischen Schutzjuden ist eng mit der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung des Landes verknüpft. Nicht unerwähnt bleiben darf die Tatsache, dass die burgenländische Vielfalt das Ergebnis ökonomischer und politischer Strategien der Grundherrschaft war, die in erster Linie ihre eigenen Interessen verfolgte. Es ist somit nur bedingt berechtigt, den damaligen Landadel in das milde Licht der Philantropie zu stellen, weil ihm das Zusammenleben von Katholiken, Protestanten, Juden, Ungarn, Kroaten, Roma und Deutschen zu verdanken war. Die Ansiedlung von Juden erfolgte daher also weniger aus humanitären, sondern ausschließlich aus wirtschaftlichen Gründen. Die Perioden des friedlichen Zusammenlebens bzw. des friedlichen Nebeneinanders mit der christlichen Umgebung wechselten mit Zeiten der Verfolgung und Ablehnung. Unter der Toleranzpolitik Kaiser Josephs II. (1780–1790) wurden erste Verbesserungen der Lage der Juden getätigt.

1735 zählte die jüdische Gemeinde Kittsee 155 Erwachsene und 111 Kinder. Einen zahlenmäßigen Höhepunkt verzeichnet das Jahr 1821, als in Kittsee 789 Juden lebten. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten kam es jedoch zu einer starken Abwanderung, da die besseren Bedingungen in den nahen Städten wie Wieselburg (Moson), Preßburg (Bratislava) und Wien für Händler verlockend waren. So leb-

ten 1880 nur mehr 111 Juden in Kittsee, bis 1938 sank die Zahl auf knapp über 60.

Die Judengemeinden des Burgenlandes waren klein, die Gesamtzahl ihrer Seelen erreichte kaum die Anzahl der Juden in einem einzigen Wiener Bezirk. So lebten Mitte des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiet des heutigen Burgenlandes etwa 8000 Juden.

**Eine traurige Statistik**

**In den Ghettos Frauenkirchen, Gattendorf und Kittsee gab es 1842 1472 jüdische Seelen**

<b>1857</b>	<b>1445</b>	„	„
<b>1876</b>	<b>1399</b>	„	„
<b>1890</b>	<b>1304</b>	„	„
<b>1900</b>	<b>1026</b>	„	„
<b>1920</b>	<b>750</b>	„	„
<b>1934</b>	<b>691</b>	„	„
<b>1951</b>	<b>5</b>	„	„
<b>1969</b>	<b>—</b>	„	„

Abb. 3: Statistik aus Hugo Gold: Gedenkbuch der untergegangenen Judengemeinden des Burgenlandes (=Geschichte des österreichischen Judentums, Bd. 2). Tel Aviv 1970.

Nach der Revolution 1848 endete die „Schutzjudenschaft“. Das Jahr 1867 brachte für die Juden der neuen österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie die Emanzipation, also die volle bürgerlich-politische Gleichberechtigung mit den Nicht-Juden. Im Gegensatz zum damaligen Österreich wurde in Ungarn 1895 der jüdische Glaube den christlichen Konfessionen gleichgestellt, wodurch die Juden ebenfalls in den Genuss von staatlichen Subventionen für jüdische Religions- und Erziehungseinrichtungen kamen. Das war auch nach 1921, als das Burgenland zu Österreich kam, so.

Kittsee war von 1921 bis 1938 eine autonome orthodoxe israelitische Kultusgemeinde. An objektiven Quellen, die ein unparteiisches Bild von den Geschicken der jüdischen Gemeinde Kittsee vermitteln könnten, fehlt es fast gänzlich. Lediglich aufgrund schriftlicher Zeugnisse wie Register, Rechnungsbücher, Gerichtsprotokolle etc. lässt sich das Geschehen in der Gemeinde rekonstruieren.

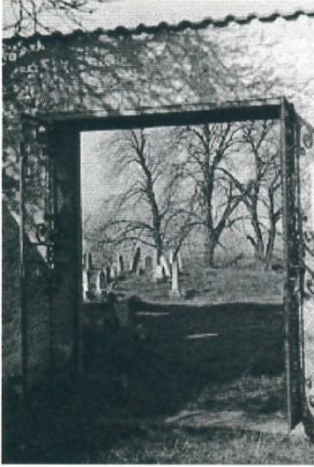


Abb. 4–6: jüdischer Friedhof Kittsee

Weitere schriftliche Zeugen sind die Inschriften auf jüdischen Grabsteinen. Der jüdische Friedhof in Kittsee liegt in unmittelbarer Nachbarschaft der so genannten Alten Burg, sozusagen im Burghof, und umfasst rund 5000 Quadratmeter, auf denen sich ca. 230 Steine befinden.

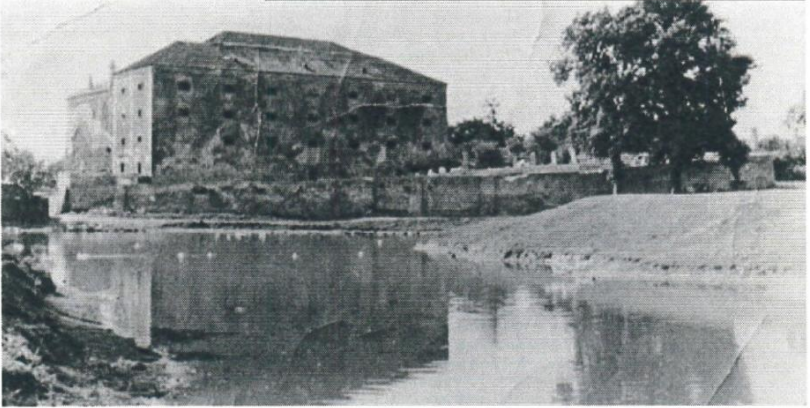


Abb. 7: Alte Burg und jüdischer Friedhof in Kittsee, im Vordergrund ehemaliger Donauarm, vor 1938

Er steht als einziger jüdischer Friedhof in Österreich völlig unter Denkmalschutz. Dr. Nikolaus Vielmetti aus Wien fertigte Anfang 1970 eine Fotodokumentation des Friedhofs an. Ebenso existiert eine Dokumentation von Dr. Schlomo Spitzer, einem geborenen Deutschkreutzer, von der Bar Ilan-Universität in Ramat Gan, Israel.





Abb. 8–10: jüdischer Friedhof Kittsee

Ein jüdischer Friedhof besteht aber nicht nur aus Grabsteinen, das Wichtigste sind die dort Begrabenen. Im jüdischen Friedhof von Kittsee finden sich Inschriften auf Steinen vom 18. Jahrhundert bis zum Jahr 1938. Sie sind die einzigen stummen Zeugen für den Bestand einer jüdischen Gemeinde in Kittsee. Das aufliegende Quellenmaterial, die Urkunden und die entzifferten Grabinschriften ermöglichen die Aufhellung und Erläuterung verschiedener Zusammenhänge der Kittseer Judengemeinde. Anhand der Steine mit ihren Inschriften und Symbolen können wir Kulturgeschichte über Jahrhunderte zurückverfolgen. Jüdische Friedhöfe sind Sinnbilder der Vergänglichkeit allen Lebens, sind gewachsene Landschaften des Todes. Sie verstehen sich als Widerstand – als Widerstand gegen Unwissenheit und Vergessen, gegen Verleumdung und Wiederaufleben von Gewalt und Schrecken. Jüdische Grabmäler und Friedhöfe gehören für ewige Zeiten den in ihnen bestatteten Toten und dürfen nicht angetastet werden. Nach jüdischer Tradition darf niemand den Toten ihre Würde in der Ruhe nehmen. „Haus des Lebens“ wird der Friedhof der Juden bezeichnet. Es ist daher grundfalsch, wenn man bei geschlossenen jüdischen Friedhöfen von „ehemaligen“ oder „aufgelassenen“ Orten spricht. Einen „ehemaligen“ Friedhof kann es nicht geben, denn er ist *bet olam*, Stätte der Ewigkeit. Jeder Friedhof ist somit von einem unvergleichlich höheren „religiösen“ Wert als etwa eine ehemalige Synagoge.

Nun zurück zum gesellschaftlichen Leben der Kittseer Juden: Wie jede andere jüdische Gemeinschaft sorgte die Gemeinde Kittsee nicht nur für die Erfüllung ihrer administrativen Aufgaben, sondern war auch darauf bedacht, an ihrer Spitze eine Persönlichkeit zu haben, deren geistiger Autorität sich alle Mitglieder beugen würden – einen Rabbi. Wörtlich übersetzt heißt *Rabbi* soviel wie „Mein Herr“ und ist ein Ehrentitel der jüdischen Gesetzeslehrer; mit dem Begriff „Rabbiner“ sind im Hebräischen die Schriftgelehrten, Prediger, Gesetzes- und Religionslehrer gemeint. Alle Gemeinden der *Schewa Kehilot* waren orthodoxe Gemeinden, in denen die Stellung des Rabbiners als religiöses Oberhaupt unangetastet war und etwa „einer Art von König entsprach“ (Shalom Fried).

In den sorgfältig dokumentierten und gut aufgeschlüsselten Akten und Schriftstücken der *Schewa Kehiloth*, die sich heute im jüdischen Zentralarchiv des Burgenländischen Landesarchivs in Eisenstadt befinden, erfahren wir einiges über Namen und Wirken der Rabbiner in Kittsee (R. = Rabbiner):

#### *R. Jakob b. Nathan* in Kittsee – Anfang des 18. Jahrhunderts

*R. Ezriel Heller*, Sohn des R. Jomtov Lipmann Heller aus Preßburg, dessen Vater zu den im Jahre 1670 aus Wien Vertriebenen gehörte und der zahlreiche Satzungen wie diejenige der Beerdigungsgesellschaft entwarf, die von vielen Gemeinden des Bezirks, darunter auch Kittsee, übernommen wurden.

*R. Ezriel* starb 1757 in Kittsee.

*R. Mosche Elieser*: Über seine Lehrtätigkeit gibt es nur sehr spärliche Zeugnisse. Aus der Inschrift auf seinem Grabstein, der bis zum heutigen Tag erhalten blieb, und dem Register der Judenzählung vom Jahre 1736 geht hervor, dass er aus Polen stammte. Der Name seines Vaters Abraham erscheint schon im Register der Volkszählung von 1725–27 mit der Berufsangabe „scholae rector“. *R. Mosche Elieser* starb am 13. Mai 1758.

*R. Menachem Deutsch* trat 1762 die Nachfolge von R. Mosche Elieser an. Er war der Sohn des R. Mordechai Deutsch. R. Menachem Deutsch amtierte vorher als Rabbiner in Neutra. Im Register der Volkszählung des Jahres 1768 wird er zusammen mit seiner Frau Lea erwähnt. Sein unter dem Namen *David Kittsee* bekannt gewordener Sohn erlangte Berühmtheit und zählte zu den Lieblingsschülern von R. Jecheskiel Landau in Prag. Als Rabbiner amtierte David Kittsee in Frauenkirchen und Neustadt (Nove Mesto/Sk). Nach seiner etwa zehnjährigen Amtszeit in Kittsee trat R. Menachem Deutsch an die Spitze einer Gemeinde in Mähren. Er starb 1785.

*R. Zwi Hirsch Broda* bekleidete das Rabbineramt von Kittsee von 1775 bis zu seinem Tode 1821. Er machte den Namen dieser Gemeinde überall bekannt und bedeckte ihn mit Ruhm. Seine Berühmtheit verdankt der aus Ungarn stammende Rabbi nicht nur seiner Gelehrsamkeit und seinen teilweise gedruckt erschienenen Werken, sondern auch der Tatsache, dass Rabbi Mosche Sofer, einer der größten Rabbiner der Neuzeit, damals im benachbarten Preßburg seines Amtes waltete. R. Sofer erkannte sehr bald die Größe und Weisheit des Rabbiners von Kittsee und lud ihn nicht selten zur Mitwirkung in seinem Richterkollegium und zur Teilnahme an der Klärung wichtiger halachischer Probleme ein. Nach seinem Ableben hielt er ihm auch einen tief bewegten Nachruf. Die Amtsperiode des Rabbi Broda in Kittsee hinterließ einen nachhaltigen Eindruck bei den Gemeindemitgliedern. Seine Wirkungszeit galt v.a. hinsichtlich des Tora-Studiums als das „goldene Zeitalter“ der Gemeinde Kittsee. Unter den Rabbinern und Tora-Gelehrten seiner Zeit findet man nicht wenige, die aus Kittsee stammten und sich durch ihre Gelehrsamkeit, Publikationen und Führungsqualitäten in anderen Gemeinden auszeichneten. Von ihnen sei noch einmal Rabbi David Kittsee (Sohn des R. Menachem Deutsch) erwähnt, der im Rabbinatsgericht von Preßburg ein Richteramt bekleidete, ehe er als Rabbiner nach Frauenkirchen ging. Neben den literarischen Werken des R. Zwi Hirsch Broda und den zahlreichen Stellungnahmen zu Gemeindeangelegenheiten haben sich zwei weitere Schöpfungen des Rabbi erhalten, die ein bezeichnendes Licht auf seine Eigenschaften und seinen Charakter werfen. Es sind dies zwei in hebräischer Sprache abgefasste letztwillige Verfügungen des Rabbi, in denen er einerseits seine Gemeinde anweist, was sie mit seinen sterblichen Überresten zu tun habe, und andererseits seinen Söhnen Anordnungen über die Verwaltung seines literarischen Nachlasses erteilt.

*R. Jizchak Kittsee* und dessen Sohn *R. Chaim Kittsee* bekleideten das Rabbineramt in mehreren Gemeinden Ungarns und Rabbi Chaim veröffentlichte mehrere Werke, die sich weiter Verbreitung erfreuten.

Aus Kittsee stammt auch *R. Michael Kittsee*, der nach seiner Heirat in das benachbarte Preßburg übersiedelte, wo er bis zu seinem Tod blieb. Obwohl er kein öffentliches Amt bekleidete und seinen Lebensunterhalt mit éen gros-Handel verdiente, genoss er hohes Ansehen als hervorragender Tora-Gelehrter und veröffentlichte mit der begeisterten Zustimmung von R. Mosche Sofer zwei voluminöse Bände über seine Talmudstudien.

*R. Mendel Cohen-Katz* war ein wohlhabender Kaufmann und ehrenamtlicher Rabbinatsverweser in Kittsee. Er war Schüler des R. Jecheskiel Landau. Bis zur Ankunft des neuen Rabbiners erfüllte er das Amt des Gesetzeslehrers. R. Salman Bonyhard stand ihm als Richter zur Seite. Dieser übersiedelte später nach Preßburg, um dort dieselbe Funktion auszuüben.

*R. Arje Jehuda Löb-Popper* folgte Rabbi Broda in Kittsee. Er stammte aus Ungarn und hatte vor seinem Amtsantritt in Kittsee schon in anderen Gemeinden das Rabbinatsamt bekleidet. Er war ein berühmter Gelehrter und hatte zahlreiche Schüler, die im Laufe der Jahre von verschiedenen Gemeinden Österreich-Ungarns ins Rabbinat berufen wurden. R. Löb-Popper wirkte etwa 20 Jahre in Kittsee. Er führte einen ausgedehnten Briefwechsel mit R. Mosche Sofer und wird in dessen Responsen mehrmals erwähnt. Er starb in Wien 1847 und wurde in Kittsee beerdigt.

*R. Meir Abeles* bekleidete fast die gesamte zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts das Rabbineramt in Kittsee – eine Periode, die sowohl in den innerjüdischen Beziehungen als auch im Verhältnis der Völker zu den Juden zahlreiche Änderungen mit sich brachte. R. Abeles war ein Schüler des R. Sofer von Preßburg, von dem er die Lehrerlaubnis erhielt. Er wurde auch von dessen Sohn, R. Schimon Sofer, dem Amtsnachfolger seines Vaters, als rabbinische Autorität anerkannt. R. Abeles stand nicht nur in engen Beziehungen zur benachbarten Gemeinde von Preßburg, sondern auch zu R. Esriel Hildesheimer, der in den 50er und 60er Jahren der Gemeinde von Eisenstadt als Rabbiner vorstand. Als R. Abeles im Alter erblindete und „die Zügel lockern“ musste,

zeigten sich bald die Folgen in der Gemeindeführung. Schließlich veranlassten ihn die Versuche einiger bis dahin von Kittsee abhängiger Gemeinden wie Frauenkirchen, sich in administrativer Hinsicht selbstständig zu machen, den Rabbiner von Preßburg zu bitten, ihm einen begabten und erprobten Schüler als Bräutigam für seine Enkelin und gleichzeitig als Nachfolger in der geistigen Führung seiner Gemeinde auszusuchen. Dieser Wunsch wurde ihm erfüllt: R. Zvi Hirsch Perles ehelichte die Enkelin von R. Abeles und wurde später Rabbiner von Kittsee. R. Meir Abeles starb 1887 im Alter von 81 Jahren.

*R. Zvi Hirsch Perles* war der Spross einer berühmten Rabbinerfamilie. Sein Großvater R. Jizchak Mosche bekleidete in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts das Rabbineramt in Eisenstadt, in das ihm R. Hildesheimer nachfolgte. R. Zvi Hirsch Perles erfasste sofort nach seiner Ankunft in Kittsee, welche Folgen die langwierige Krankheit des Rabbi Abeles für die Gemeinde gehabt hatte. Zeitgenössischen Berichten zufolge beriet sich Rabbi Perles in Preßburg mit R. David Lackenbach-Neumann, einem der „großen alten Männer“ seiner Zeit, der über 30 Jahre lang als Rabbinatsrichter in dieser Stadt fungiert hatte, über die kritische Lage der Gemeinde Kittsee. Dieser soll ihm geantwortet haben, es bestehe kein Grund zur Verzweiflung, weil einer alten Überlieferung zufolge allen sieben Gemeinden dasselbe Schicksal beschieden sei. Ebenso wie sie zusammen begründet worden waren, sei ihr gemeinsamer Fortbestand gesichert. Sollte aber, Gott behüte, ein Unheil hereinbrechen, würde es gleichzeitig alle treffen und keine von ihnen vor einem solchen bewahrt bleiben.

Nach Antritt seines Amtes im Jahre 1890 fiel es R. Perles sehr schwer, die rabbinische Autorität wiederherzustellen, die R. Abeles in den Jahren seiner Krankheit eingebüßt hatte. Die kleinen Gemeinden in der Umgebung von Kittsee hatten sich bei den Bemühungen, ihre Selbständigkeit zu erringen und vom Rabbinat von Kittsee loszumachen, in Auseinandersetzungen und Konflikte verwickelt, die mitunter sogar in Prozesse vor den staatlichen Gerichten ausarteten. Als es R. Perles schließlich gelungen war, den status quo wiederherzustellen und die streitenden Parteien miteinander zu versöhnen, brach 1914 der Erste Weltkrieg aus, der sich für Kittsee und seine Bewohner besonders verheerend auswirkte. Während die Nachbarstadt Preßburg nach Kriegsende zur Hauptstadt der selbständigen Slowakei wurde, blieb Kittsee noch kurze Zeit unter ungarischer Herrschaft, wurde aber nach Unterzeichnung des Vertrages von Trianon, der Westungarn als das heutige



Abb. 11: Rabbi Perles (1860–1943)

Burgenland Österreich zusprach, 1921 diesem Staat einverleibt und verwandelte sich in einen Grenzort zwischen drei einander feindlich gesinnten Staaten.

Wie gestaltete sich nun das Leben der Juden innerhalb der ortsansässigen christlichen Bevölkerung von Kittsee? Dazu eine Lebenserinnerung von Maria Ströck, Kittsee, Schattendörfl, aus dem Jahre 1982: „Die jüdische Kultusgemeinde Kittsee, der auch die Juden von Pama, Deutsch Jahrdorf, Gattendorf, Edelstal und Berg angehörten, wurde von der Bevölkerung von Kittsee voll anerkannt. Ihre Sitten und Gebräuche waren uns bestens vertraut. Erwachsene teilten Freud und Leid, und die Kinder, ob im Kindergarten oder in der Schule, alle waren gute Freunde.

Wie auch bei uns Christen war das Handwerk voll vertreten. Um nur einige zu nennen: Herr Gabor Berger war ein erstklassiger Herren-

schneider, der es vielen jungen Menschen ermöglichte, daß sie bei ihm in die Lehre gehen durften. Sie erlernten das Handwerk so gut, daß sie sich später damit ihr Brot verdienen konnten. Herr Samuel Singer sowie Herr Hecht hatten je einen Fleischerladen. Auch sie hatten Männer in ihren Betrieben beschäftigt, die dadurch den Unterhalt für ihre Familien verdienten. Das Textilgeschäft von Herrn Moritz Zopf half vielen Bürgern von Kittsee in der damaligen Zeit, Einkäufe zu tätigen und die gekaufte Ware später durch kleine Raten zurückzuzahlen. Einige Juden hatten einen Krämerladen. Herr Singer machte auch Hausbesuche, bot seine Ware in bescheidenem Ausmaß an und half damit oft mancher Hausfrau, daß sie ihre Kinder nicht allein lassen mußte.

An Feiertagen wie Ostern oder bei Hochzeiten und Taufen durften auch die Christen mitfeiern. Ostern, das größte Fest der Juden, wurde mit einer gewissen Strenge gefeiert, Brot durfte dann nicht gegessen werden. Ihr Osterbrot nannten sie Mazzes, von dem auch Mazzesknödel gemacht wurden (für Suppen), die, richtig gut gewürzt, fein schmeckten. Mazzes wurde uns als kleine Aufmerksamkeit ihres großen Festes geschenkt.

Das Oberhaupt der jüdischen Gemeinde war der Rabbiner, Herr Leopold Perls [Armin Perls, A.d.V.]. Er hatte Frau und zwei Töchter sowie einen Sohn, der im Ersten Weltkrieg gefallen war. Er bewohnte einen Teil des Stockwerkes im Tempel. Die Hochzeiten seiner Töchter wurden ganz groß aufgezogen. Die Braut trug ein weißes Kleid, den Schleier tief ins Gesicht gezogen. Erst wenn die Trauung vorbei war, durfte sie den Schleier hochheben. Dem Bräutigam wurde von der Brautmutter vor dem Tempel vor allen Gästen, die sich im Kreis aufgestellt hatten, ein Glas vor die Füße gestellt. Der Bräutigam mußte es mit dem Fuß zerbrechen. Das sollte dem Brautpaar für ihr zukünftiges Leben Glück bringen.

Eine Taufe für Mädchen fiel weniger feierlich aus. Dagegen durften wir bei der Taufe von Buben nicht teilnehmen, da die Beschneidung der Buben ein ganz großes Zeremoniell war. Der Rangzweite war Herr Schapierer [Jakob Schapira, A.d.V.], bei uns Katholiken im Range eines Kaplans. Er führte auch das Amt eines Schachters aus, d. h. ihm oblag es, daß das geschlachtete Vieh, Rind oder Geflügel, koscher oder treffe war. Das Schlachtmesser war so scharf, daß es ihm meistens gelang, mit einem Schnitt das Tier zu töten und somit zum Genuß freizugeben.

Der Sabbat begann Freitagabend, d. h. Freitagabend versammelten sich die Juden vor dem Tempel, unterhielten sich und tauschten Neuig-

keiten aus. Sobald sich der erste Stern auf dem Himmel zeigte, gingen sie geschlossen in den Tempel, wobei die Kopfbedeckung sowie eine weiße Stola mit schwarzen Streifen getragen wurde. Während des ganzen Gottesdienstes hielten sie ihr Gebetbuch in der Hand und nahmen eine dauernde gebeugte Haltung ein.

Auch wir Kinder durften bei der Feier, sofern wir uns ruhig verhielten, im Tempel bleiben. Nach dem Gottesdienst wurde Freitagabend gekochter Fisch mit Barches gegessen, wobei eine von uns Christenkindern angezündete Kerze den Tisch schmückte. Dazu muß gesagt werden, daß es ihr Glaube nicht zuließ, daß von Freitagabend bis Samstag, dem Sabbat, weder Feuer noch eine Kerze angezündet werden durfte. Weshalb, das entzieht sich meiner Kenntnis. Zu ganz großen Festen, wie es das Osterfest war, wurde die Tora, noch deutlich in meiner Erinnerung, in den Tempel getragen und auf den Hochaltar gestellt. Die Tora war eine große Rolle, auf der die Hl. Schrift festgehalten war. Ganz fromme Juden trugen ein kleines Käppi auf dem Kopf, wie bei uns der Bischof. Die Frauen dagegen, die im Range von Frau Rabbiner oder Frau Schachter waren, trugen immer eine Perücke. Es soll auch nicht vergessen werden, daß neben finanziell besser gestellten auch ärmliche Juden in unserer Gemeinde waren. War ein Toter zu beklagen, war man sich einig und half emsig zusammen. Das drückte sich in einer Form aus, die es bei uns Christen nicht gibt. Zwei Tage lag der Tote auf dem Laden, pflegte man zu sagen, dann kam er in eine ganz gewöhnliche, ungehobelte Kiste. Von nah und fern eilten die Juden zusammen, und jeder einzelne half den Toten zu tragen, und wenn es nur zwei Schritte waren. Es wurde auch Geld gesammelt, das in einem Leinensäckchen dem Toten beigelegt wurde. Auch eine kurze Waschung wurde vorgenommen, dann erst wurde der Tote durch das Friedhoftor getragen, und die richtige Totenfeier begann. Wie der Tempel so war auch der Friedhof wieder abgesperrt, und der Schlüssel war bei Herrn Jankovich, der neben dem Friedhof wohnte, aufbewahrt worden.

Vieles wäre noch zu berichten, doch die Vergangenheit lehrt, Böses zu vergessen, denn wie überall waren auch in unserer Gemeinde schwarze Schafe, die der NSDAP verfallen waren und sich nicht gerade fein unseren jüdischen Mitbürgern, mit denen wir lange, lange friedlich zusammen lebten, benommen haben. Im allgemeinen darf gesagt werden, daß die Mehrheit der Bevölkerung von Kittsee seine jüdischen Mitbürger in guter Erinnerung behalten hat.“

Es gilt jedoch zu bedenken, dass Lebenserinnerungen subjektive Darstellungen sind und somit der Versuch, die Vergangenheit mit dem Wissen über den Verlauf der Ereignisse zu rekonstruieren.

Dr. Otto Abeles (1879–1945) publizierte am 20. Februar 1927 in der Wiener Morgenzeitung den Artikel „Intermezzo in Kittsee“. Daraus ein Auszug: „Die jüdische Bevölkerung von Kittsee wohnte vom oberen Ort bis hinunter in die Krachgasse inmitten der christlichen Bevölkerung. Das Zusammenleben in dieser unmittelbaren Nachbarschaft brachte notwendigerweise einen gewissen Interessensausgleich zwischen christlichen und jüdischen Kittseern mit sich, der sich vornehmlich in wirtschaftlichen Verbindungen zeigte: Christliche Handwerker führten Arbeiten bei Juden durch, jüdische Kaufleute schätzten die Einwohner der Marktgemeinde als ihre Kunden, man kaufte gerne beim Juden ein – wollte man etwas besonders Schönes, kaufte man es beim Juden und „stotterte“ es nach und nach ab, Burschen spielten im Fußballverein, Kinder besuchten zusammen die Schule usw. In Katastrophenfällen, z. B. bei Feuersbrunst, sind Hilfsbereitschaft und Kooperation auf beiden Seiten zu registrieren. Das Bewusstsein, in einer Schicksalsgemeinschaft verbunden zu sein, erwies sich als ebenso starke Triebfeder der an den Tag gelegten Verhaltensweisen.“

Die jüdische Gemeinde Kittsee stand im Schatten der Nachbarstadt Preßburg. Da diese Tatsache einen wesentlichen Einfluss auf das Wirtschaftsleben und die Berufsstruktur seiner Juden hatte, wirkte sie sich zweifellos auch in anderen Sphären aus. So gab es zum Beispiel in Kittsee im Laufe seiner Geschichte nie eine *Jeschiwa*, obwohl die meisten jüdischen Gemeinden immer bestrebt waren, neben den Elementarschulen, ohne die eine jüdische Erziehung undenkbar wäre, eine eigene Talmudhochschule zur Fortbildung ihrer Söhne zu besitzen. Es wäre aber irrig, aus dieser Tatsache zu folgern, dass Kittsee keine geistige Elite hervorgebracht hätte. Neben den bereits genannten Persönlichkeiten, die in und außerhalb ihrer heimatlichen Gemeinde das Rabbineramt bekleideten, zählten zu den Söhnen Kittsees Männer wie der Komponist Josef Joachim.



Abb. 12: Geburtshaus von Josef Joachim in Kittsee, heute Josef Joachim-Platz Nr. 7

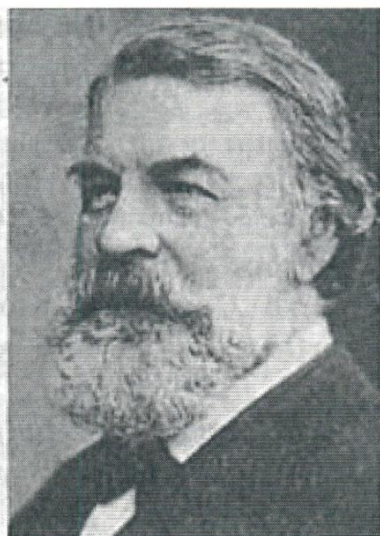


Abb. 13: Josef Joachim

Josef erblickte am 28. Juni 1831 als siebentes von acht Kindern der Eltern Julius und Fanny Joachim, geborene Figdor, in Kittsee das Licht der Welt. Mit sieben Jahren trat er bereits in einem Konzert seines ersten Geigenlehrers Serwaczinsky auf, wurde 1838 am Wiener Konservatorium Schüler J. Böhms und bestand 1843 in Leipzig in Konzerten vor einem sehr kritischen Publikum mit glänzendem Erfolg. Er blieb nur sechs Jahre in Leipzig und bildete sich namentlich unter dem Einfluss Mendelssohns weiter. Auf dessen Empfehlungen hin trat Joachim 1844 erstmals in London auf, weitere Konzerte dort folgten. 1849 nahm er die Konzertmeisterstelle zu Weimar an und stand längere Zeit dem Liszt'schen Kreis nahe. 1853 tauschte er die Stelle mit der eines Königlichen Konzertmeisters bzw. späteren Konzertdirektors zu Hannover. Dort heiratete er die Altistin und Gesangslehrerin Amalie (Schnee)Weiß. 1868 wurde Joachim Direktor der neu errichteten Hochschule für Musik in Berlin. Nach einer Neuorganisation dieses Instituts wurde er Vorsitzender des Direktoriums und Vorsteher der Abteilung für Orchesterinstrumente. Das schnell wachsende Ansehen dieser Hochschule war zum guten Teil sein Verdienst. Er war Ehrendoktor der Universitäten Cambridge, Glasgow, Oxford und Göttingen. Joachim war ebenso ausgezeichneter Quartettspieler wie Konzertspieler; besonders die letzten Quartette Beethovens waren allgemein anerkannte Glanzleistungen von Joachims Quartett. Als Komponist behauptete sich Joachim mit seinen Werken für Violine, schrieb aber auch Werke für Klavier und Orchester. Seine bekanntesten Kompositionen sind die Ouvertüre zu „Hamlet“ und das „Ungarische Konzert“. Josef Joachim starb am 15. August 1907 in Berlin.

Weitere Persönlichkeiten waren Meir Zvi Goldziher, ein Onkel des berühmten Orientalisten, und Rabbi Schmuel Neumann, ein bekannter Rabbiner des Aufklärungszeitalters.

Einer der wohl herausragendsten Kittseer Juden ist der *Pessach-Haggada*-Illustrator Chaim ben Ascher Ansel. Die *Conscriptio* in Kittsee aus dem Jahre 1725 erwähnt ihn als „Chain Schreiber“ und als „scholae rector“, der schon zwei Jahre in Kittsee wohnhaft war. Wahrscheinlich konnte er vom Gehalt eines jüdischen Lehrers nicht leben, weshalb er sich seiner künstlerischen Begabung entsprechend der Illustrierung der Titelblätter der in Kittsee vielleicht unter seiner Anleitung geschriebenen religiösen Schriften zuwandte. 22 Handschriften sind heute insgesamt bekannt, alle zwischen 1741 und 1782 in Kittsee geschrieben. Sie haben den Namen „Kittsee“ in alle Welt getragen, denn diese Handschriften sind über den ganzen Erdball verstreut: Ams-

terdam 1, Budapest 6, Cincinnati 2, London 1, New York 3, Prag 1, Preßburg 1, Stanford 1, Wien 5, Yifat-Israel 1 Handschrift.



Abb. 14 und 15: Die Pessach Haggada Kittsee wurde 1770 von R. Hayyim b. Rabbi Asher Anshel geschrieben und illustriert. Er lebte seit 1723 in Kittsee, war Rabbiner, starb hier am 20. 4. 1784 und ist auf dem Kittseer jüdischen Friedhof begraben. Die Haggada befindet sich in Privatbesitz von Univ.Prof. Dr. Meir Ayali, Kibbutz Yifat, Israel.

Nach dem Ersten Weltkrieg fiel es den Juden Kittsees von Tag zu Tag schwerer, ihr Brot zu verdienen, weshalb viele Familien, darunter alteingessene Bürger, den Ort verließen und in die großen Städte abwanderten. Trotz dieser Schwierigkeiten und obwohl die jüdische Bevölkerung wesentlich zurückgegangen war, hatte die Gemeinde einen Rabbiner – nämlich Rabbi Perles – und neben diesem einen Schächter, der auch die Beschneidungen ausführte. Der letzte Funktönär dieser Art vor dem Holocaust war R. Jehuda Moschkowitz aus dem östlichen Ungarn, der sich am Sabbat und an Feiertagen das *Streimel* (= eine Pelzmütze) aufsetzte – ein Brauch, der in dieser Gegend kaum gepflegt wurde.

Rabbi Perles genoss auch unter der nichtjüdischen Bevölkerung hohes Ansehen. So wird berichtet, dass sich Dutzende von Einwohnern in der *Jom-Kippur*-Nacht vor dem *Kol-Nidre*-Gebet vor dem Kittseer Tempel einfanden, um den in das weiße Totenhemd und den Gebets-

mantel gekleideten Rabbi zu sehen und die andächtigen Melodien anzuhören, die aus seinem Mund kamen. Viele nichtjüdische Mitbürger kamen auch an den Feiertagen und vor allem am *Simchat Tora* (= Tag der Gesetzesfreude) in den Tempel und sahen sich das frohe Treiben der Kinder an, die mit Fähnchen und brennenden Lichtern auf dem Haupt die Bühne umkreisten, auf der die Tora vorgelesen wurde.

Als Rabbi Perles die Siebzig überschritten hatte und in den Ruhestand treten wollte, rief er seinen Enkel, R. Mordechai Friedmann aus Baden bei Wien zu sich und übertrug ihm die Leitung der Erziehungsarbeit unter der Jugend der Gemeinde. Rabbi Friedmann gründete eine kleine Talmudschule, die auch Jugendliche aus den Nachbargemeinden anzog. Diese sollte jedoch nicht lange bestehen.

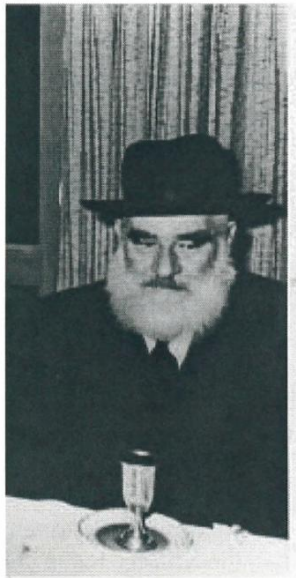


Abb. 16: Rabbi Mordechai Friedmann (?–1984)

Der 12. März 1938, der Tag des Anschlusses Österreichs an Deutschland, besiegelte auch das Schicksal der Juden dieses Landes. R. Mordechai Friedmann berichtet über die Liquidierung der Gemeinde Kittsee: „Am 15. April 1938, in der „Seder“-Nacht, brachte die GESTAPO alle Juden der Umgebung (vor allem aus Gattendorf, Frauenkirchen und Neusiedl am See) nach Kittsee und sperrte alle – an

ihrer Spitze Rabbiner Perles und seine Frau – in einem finsternen Keller ein. Von dort wurden sie mitten in der Nacht mit der Habe, die sie mitgebracht hatten, zur Donau nahe Audorf bei Theben transportiert. Dies geschah in einer kalten, regnerischen und stürmischen Nacht unter fürchterlichem Geschrei, Wehrufen und Misshandlungen durch die Begleitmannschaft, die sie mit Schlägen traktierte und mit der blanken Waffe bedrohte. Ihren besonderen Spaß trieben die Gestapoleute mit dem achtzigjährigen Rabbiner, einem kranken, gebrochenen Mann, auf den sie erbarmungslos mit Peitschen und Gewehrkolben einschlugen. Die Nacht verbrachten sie im Freien ohne ein Dach über dem Kopf, gegenüber dem hell erleuchteten Preßburg jenseits des Donauflusses. Bei Tagesanbruch – dem Pessachfeste – wurden sie von der Polizei übernommen, die sie einsperrte. Obwohl die grausame Behandlung in der Stadt Preßburg große Empörung und Erschütterung hervorrief, zeigten sich die Behörden, die sich wegen der berüchtigten Interessen aller menschlichen Gefühle entledigt hatten, unnachgiebig. Bekanntlich wurde diese offizielle Haltung von den tschechoslowakischen Behörden damit begründet, dass sie keinen Präzedenzfall schaffen wollten, der die Österreicher dazu ermuntern könnte, andere Juden aus ihrem Land zu vertreiben. Zu Tode erschöpft wurde die jüdische Menschengruppe aus Kittsee dem Pöbel der Stadt Preßburg vorgeführt und stand bald am Flussufer. Obwohl ihr Bild in der Presse der freien Welt veröffentlicht wurde, nützte ihnen dies gar nichts. Ein Flussschiff unter französischer Flagge, an das ein Lastkahn gekoppelt war, machte am Ufer fest, und sein Kapitän, der von der Not der Unglücklichen hörte und sie sah, erlaubte ihnen den Zutritt zum Kahn. Ihre Rettung lag aber noch in weiter Ferne; denn der Kapitän machte, sobald sie die Grenzen der Tschechoslowakei verlassen hatten und auf ungarischem Gebiet angekommen waren, den Kahn los, und die mit Gewehren und Bajonetten ausgerüsteten ungarischen Gendarmen, die von Spürhunden begleitet waren, hinderten die Kittseer Juden am Aussteigen und Betreten des Flussufers. Nach langen und mühseligen Beratungen erhielten sie schließlich eine dreitägige Aufenthaltserlaubnis unter der Bedingung, dass sie den Kahn nicht verlassen würden. Unterdessen machten die Häupter der jüdischen Gemeinde von Preßburg – unter ihnen Rabbi Michael-Ben Weißmandel und sein Assistent Aaron Grünhut – die größten Anstrengungen, ihnen zu helfen. Vom Kommandanten der Gendarmerie von Hegyeshalom erhielten sie die Erlaubnis, dass der Lastkahn bis zur endgültigen Lösung ihres Problems in Ragendorf (Rajka) ankern dürfe. Der Lastkahn, der über eine schmale Brücke zu

erreichen war, von Ratten wimmelte und kaum irgendwelche sanitären Einrichtungen hatte, diente vier Monate lang mehr als 60 Menschen zum Aufenthalt. Das Betreten des Ufers war ihnen verboten. Sie wurden streng bewacht. Obwohl diese Affäre in der ganzen Welt bekannt wurde, wollte sich niemand der kleinen Gemeinde annehmen. Der selbst von seelischen und körperlichen Schmerzen gepeinigter Rabbi sprach seiner Gemeinde Mut zu und ermahnte sie, stark zu bleiben und nicht die Hoffnung zu verlieren, während Aharon Grünhut nicht ruhte und rastete, bis sich in verschiedenen Ländern konkrete Chancen für die Aufnahme der Vertriebenen abzeichnete. Für den Rabbi und dessen Gemahlin, die zu schwach waren, um weiterzuwandern, erreichte er eine Aufenthaltsgenehmigung in Preßburg. Als man den Greis aber zum Verlassen des Kahnés aufforderte, weigerte sich dieser aufs nachdrücklichste, von seiner Gemeinde Abschied zu nehmen und erklärte, er wolle der Letzte und nicht der Erste sein. Schließlich musste er aber trotz seiner Weigerung im Krankenwagen abtransportiert werden, weil er nicht mehr auf den Füßen stehen konnte. Ein Altersheim in Preßburg gewährte ihm Unterkunft, und alle Talmud-Gelehrten der Stadt beehrten ihn mit ihrem Besuch. Nach einigen Monaten wurde er jedoch zum Verlassen der Stadt gezwungen und siedelte nach Neustadt (Nové Mesto) über, wo er die Jahre bis zu seinem Lebensende am 18. 9. 1943 verbrachte und zur letzten Ruhe gebracht wurde. Seine Frau Ella wurde zusammen mit anderen Juden der Stadt nach Auschwitz verschleppt, wo sie im Alter von über 80 Jahren den Märtyrertod fand. Die anderen Überlebenden des Schiffs auf der Donau – also die letzten Juden von Kittsee – wurden über die ganze Welt verstreut, einige gelangten bis China, während eine kleine Gruppe im Heiligen Land Zuflucht fand. Es ist also wahr geworden: So wie die 7 Gemeinden gleichzeitig gegründet wurden, so wurden sie auch zur selben Zeit zerstört.“

Dieser Bericht und die Nachricht über die Vertreibung der Juden Kittsees und des ganzen Burgenlandes, die in der allgemeinen und jüdischen Presse veröffentlicht wurden, bezeugen, wie grausam und systematisch die österreichischen Schergen der Nazis und ihre Helfer vorgingen, um das Burgenland „judenrein“ zu machen. Dabei ist nicht zu vergessen, dass sich all dies noch vor der „Kristallnacht“ zutrug, eineinhalb Jahre vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges.

Nach der Befreiung Österreichs vom Nationalsozialismus und der Erlangung der vollen staatlichen Souveränität durch den Staatsvertrag kamen nur wenige burgenländische Juden in ihre Heimat zurück.

Hier wurde ohne Anspruch auf Vollständigkeit versucht, einen Einblick in die Geschichte der Kittseer Juden zu geben. Ich bin mir der Grenzen meines Tuns voll bewusst. Aber nichts wäre gefährlicher, nichts wäre schlimmer, als angesichts des Wiederauflebens alter ideologischer Muster in Sprachlosigkeit und Ohnmacht zu verfallen. Steht doch schon in den Sprüchen Salomos: „Tod und Leben sind in der Macht der Zungen“. Und Dr. Heinz Fischer sagte anlässlich einer Gedenkfeier „Nicht alle haben Alles, aber viele haben Vieles gewusst. Heute wissen alle Alles, deswegen ist es wichtig, daran zu erinnern.“ (Gedenken an November 1938 – Koberdorfer Synagoge, Nov. 2003). Gegen das Schweigen und Vergessen gilt, alle geistigen Ressourcen in Schwung zu bringen, denn „wir definieren uns über unsere Kultur und unsere Geschichte. Und unsere Kultur besteht aus einem selektiven Umgang mit Geschichte. Und Geschichte ist für uns die herzeigbare geerbte Kultur.“ (Robert Menasse)

# „Vergessen. Ohne Erinnerung bin ich tot.“

## Aufarbeiten und Gedenken im Sinne von Nichtvergessen

Irmgard Jurkovich

---

In der jüdischen Kultur gibt es ein besonderes Verhältnis zur Erinnerung und zur Geschichte: Von keiner anderen Kultur ist bekannt, dass das Erinnern den Stellenwert eines religiösen Gebotes hat – allerdings ist das Erinnern weniger auf historische Daten als vielmehr auf die besondere Beziehung zwischen Israel und Gott gerichtet. Im 5. Buch Mose (Deuteronomium) werden acht verschiedene Verfahren kultureller Erinnerungshilfen genannt:

1. Bewusstmachung: Beherzigung, „Einschreibung ins eigene Herz“
2. Erziehung: Weitergabe an die folgende Generation durch Kommunikation „allerorten und allerwege“
3. Sichtbarmachung: z. B. durch Merkzeichen und Denkzeichen auf Stirn und Hand (Körpermarkierung)
4. Symbole an persönlichen Orten anbringen: z. B. Inschriften auf Türpfosten, Hausmauern
5. Speicherung und Veröffentlichung: Inschriften auf Gedenksteinen
6. Feste der kollektiven Erinnerung wie z. B. Pessach = jüdisches Fest zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten
7. Mündliche Überlieferung in Gedichten, Liedern u. a.
8. Gesetzliche Fassung von Geboten und Vertragstexten mit der Aufgabe buchstäblicher Einhaltung

Durch diese Erinnerungstechniken wird die soziale Identität der Gruppe gesichert. Dieser normative Zusammenhalt prägt das so genannte jüdische Gedächtnis bis heute in aller Welt.

Ganz im Zeichen dieses Erinnerns und des Sicherns der Spuren der zerstörten jüdischen Gemeinden des Burgenlandes, im Besonderen der unwiederbringlich verlorenen jüdischen Gemeinde von Kittsee wird hier der Fokus auf die letzten Juden von Kittsee gerichtet; wer sie überhaupt waren, wie sie hießen, was *wirklich* passierte, um im April 1938 Kittsee „judenfrei“ zu machen, wie die „Säuberung“ – sprich „Arisierung“ – vor sich ging, wie der Retter der Kittseer Juden, Aaron Grünhut, und der kommunistisch-jüdische Erfolgsautor und Arzt Friedrich

Wolf (1888–1953) das Schicksal der Kittseer Juden literarisch verarbeitet und was Zeitzeugen über ihre jüdischen Nachbarn, ihre Mitbürger, zu berichten wussten.

Auf zwei Dinge waren die burgenländischen Juden stolz: auf ihre gelehrten Männer und auf ihre Bodenständigkeit. Im Gegensatz zu anderen jüdischen Stämmen hatten sie den Fluch der Wanderschaft und Heimatlosigkeit längst vergessen. Sie waren weder aus Russland oder Polen, noch aus Mähren oder sonst woher immigriert. Sie rühmten sich, von jeher in diesem Land gelebt zu haben.

### Juden in Kittsee 1938

Die folgende Zusammenstellung der jüdischen Familien erhebt keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit, weder in Bezug auf die Personen selbst noch auf die Angaben zu den Personen, da es nicht leicht ist, das Leben der Kittseer Juden in der regionalen Geschichte aufzufinden. Immerhin sind sechseinhalb Jahrzehnte verstrichen. Alte Fotos, Zeitungsberichte, Meldeverzeichnisse, Arisierungsakte usw. und nicht zuletzt Berichte von Überlebenden und Zeitzeugen geben Auskunft. Die Auflistung bezieht sich ausschließlich auf die jüdischen Einwohner der Marktgemeinde Kittsee ohne die eingemeindeten Orte Berg, Edelstal und Pama. Die Aufzählung beinhaltet Namen, Geburtsdatum, Geburtsort mit Angabe des Landes, in dem der Ort nach momentaner politischer Grenzziehung liegt, Beruf und Anmerkungen:

Im Judentempel in der Herrengasse Nr. 240 (heute Nr. 15) lebten:

Dr. Perls Armin, 25. 4. 1860, Nagytapolcsany/SK, Rabbiner, gestorben 18. 9. 1943 in Nové Mesto, SK

Perls Emma (Ella?), 5. 11. 1864, Mattersburg, Haushalt, Auschwitz – Märtyrertod

Friedmann Mordechai, (Baden b. W.?), Rabbiner, R. Perls Enkelsohn, gestorben in Jerusalem

Knapp Alexander, 22. 12. 1872, Wieselburg (Moson)/H, Altersrentner  
Knapp Josefine, 3. 2. 1867, Kittsee, Altersrentnerin, Ehefrau von Knapp A.

Berger Ernestine, 16. 10. 1896, Kittsee, Schneiderin, ledig

Berger Gabriel, 15. 5. 1885, Kittsee, Schneider  
Berger Rosa (Risa?), 3. 3. 1890, Frauenkirchen, Schneiderin, Ehefrau  
von Berger G.  
Schapira Jakob, 9. 1. 1903, Kopiczynes (?), Schächter  
Schapira Rosa, (Reisel?), 3. 4. 1906, Tyravavoloska (?), Haushalt, Ehe-  
frau von Schapira J.  
Schapira Josef, 7. 5. 1929, Wien, Schüler, Sohn von Schapira J.  
Schapira Eugenie, 9. 8. 1930, Kittsee, Schülerin, Tochter von Schapi-  
ra J.  
Schapira Alfred, 13. 1. 1932, Kittsee, Sohn von Schapira J.  
Schapira Rachel, 9. 7. 1933, Kittsee, Tochter von Schapira J.  
Singer Karoline, 23. 3. 1889, Bezenye/H, Lebensmittelgeschäft im  
Tempel, Hausiererin, verwitwet

In Kittsee Nr. 40 oder 41 (heute Obere Hauptstraße 16) lebten:

Roth Armin, 15. 4. 1867, Garammiklos (?), Güterbeamter, verwitwet  
Roth Hugo, 3. 12. 1892, Garammiklos (?), Vertreter  
Roth Regina, 26. 3. 1887, Rajka/SK, Haushalt, Ehefrau von Roth H.  
Roth Ladislaus, 28. 1. 1922, Rajka/SK, Sohn von Roth H.  
Roth Rosa, 25. 2. 1923, Rajka/SK, Tochter von Roth H.  
Roth Paul, 26. 5. 1926, Kittsee, Schüler, Sohn von Roth H.

In Kittsee Nr. 51 (heute Obere Hauptstraße 3) lebten:

Singer Jakob, 15. 9. 1892, Kittsee, Handlungsgehilfe  
Singer Stefanie, 25. 6. 1882, Budapest, Haushalt, Gattin von Singer  
Jakob

In Kittsee Nr. 65 (heute Hauptplatz 22) lebten:

Singer Samuel, 20. 2. 1888, Kittsee, Fleischhauer und Kohlenhändler  
Singer Dora geb. Brüh, 11. 5. 1895, Galizien, Haushalt, Gattin von Sin-  
ger Samuel  
Singer Julius, 4. 1. 1920, Kittsee, Sohn von Singer S.  
Singer Ludwig, 10. 2. 1921, Kittsee, Sohn von Singer S.  
Singer Marzell, 10. 2. 1921, Kittsee, Sohn von Singer S.  
Singer Samuel hat mit seiner Familie Kittsee am 28. 3. 1938 (Richtung  
Wien?) verlassen.

In Kittsee Nr. 66 (heute Hauptplatz 24) lebte:

Morgenstern Helene, 1. 11. 1880, Kittsee, Gemischtwarenhandlung, verwitwet nach Sigmund Morgenstern, Schwester von Singer Samuel

In Kittsee Nr. 70 (heute Hauptplatz 32) lebten:

Dr. Balassa Alfred, 27. 7. 1898, Berlin, Zahnarzt, konfessionslos  
Balassa ?, Haushalt, Gattin, röm-kath.

Balassa Felicitas, 3. 7. 1926, Wien, Schülerin, Tochter

In Kittsee Nr. 77 (heute Hauptplatz 48) lebten:

Grün Anna, 19. 10. 1870, Preßburg (Bratislava), verwitwet nach Grün Albert

Grün Heinrich, 23. 9. 1902, Wien, Monteur, ledig, Sohn

Grün Hedwig, 26. 2. 1905, Wien, (geistesschwach), Tochter

Grün Karl, 27. 6. 1911, Kittsee, Hilfsarbeiter, ledig, Sohn

Singer Ferdinand, 12. 2. 1901, Budapest, Hilfsarbeiter, ledig, Eltern:  
Salomon und Antonie

Singer Wilhelm, 4. 10. 1920, Budapest, Hilfsarbeiter, ledig, Mutter:  
Singer Janka

In Kittsee Nr. 151 (heute Untere Hauptstr. 41, Gasthaus Leban) befand sich das Gasthaus des Reisner Aladar (Neubau), welches von der SS Grenzpolizeistelle Kittsee 1938 zu Diensträumen umfunktioniert wurde.

In Kittsee Nr. 265 (heute Krachgasse 7) lebten:

Reisner Berta, 1. 5. 1874, Bruck a.d.L., Trafikantin, verwitwet nach Reisner Aladar

Reisner Paula, 15. 4. 1902, Pama, (geistesschwach), Tochter von Reisner B.

Reisner Aladar, 22. 4. 1903, Pama, Gastwirt und Gemischtwarenhändler, Sohn von Reisner Berta

Reisner Blanka, 5. 4. 1904, Senec/SK, Haushalt, Gattin von Reisner Aladar

Reisner Peter, 30. 10. 1933, Kittsee, Sohn

Reisner Erika, 17. 1. 1936, Kittsee, Tochter

In Kittsee Nr.? (heute Schattendörfel 33) betrieb

Dux Heinrich, 8. 6. 1905, Wien, eine Geflügel- und Schweinemästerei.

Dux Margarethe, geb. Löwenthal, 11. 11. 1902, Wien, Haushalt, Gattin

Das Ehepaar hatte zuletzt die Gemischtwarenhandlung des Reisner Aladar gepachtet und war auf Nr. 265 auch wohnhaft.

In Kittsee Nr. 172 (heute Untere Hauptstraße 9–11) lebten:

Hecht Adolf, 12. 9. 1876, Felső Zelle (SK oder H?), Fleischhauer (verwitwet)

Die Frau von Adolf Hecht hieß Fanny. Die Töchter Olga, Johanna und Theresia waren nach Ungarn zuständig. Adolf Hecht befand sich seit 18. 3. 1938 wegen Beleidigung des Führers im Konzentrationslager.

Das Kaufhaus (heute Untere Hauptstraße 1, Zielpunkt, früher Konsum) betrieb bis 1933

Neufeld Ignatz, Kaufmann

Gattin?

Neufeld Herma, 15. 2. 1921, Tochter

Neufeld Robert, 18. 10. 1919, Sohn

In Kittsee Nr. 182 (heute Hauptplatz 35) lebten:

Hofbauer Mathilde, 27. 12. 1873, Galanta/SK, (verwitwet nach Hofbauer Albert)

Hofbauer Cäcilia, 7. 1. 1906, Kittsee, Schneiderin, ledig, Tochter von Hofbauer M.

Singer Wilhelm, 31. 10. 1861, Kittsee

Singer Berta, 29. 11. 1856, Kittsee, Gattin von Singer W.

In Kittsee Nr. 191 (heute Hauptplatz 21, Fa. Borbely) lebten:

Zopf Moritz, 11. 9. 1891, Rajka/SK, Schnittwarenhandlung

Zopf Rosa, geb. Berger, 17. 12. 1891, Kittsee, Haushalt, Gattin von Zopf Moritz

Zopf Helene, 22. 9. 1872, Budapest, Witwe nach Zopf Leopold  
Zopf Emmerich, 21. 5. 1904, Kittsee, Schneidergehilfe, ledig, Sohn  
von Zopf Helene  
Zopf Josef, 22. 5. 1906, Kittsee, Handlungsgehilfe, ledig, Sohn von  
Zopf Helene  
Das Ehepaar Zopf Moritz und Rosa hat Kittsee bereits im März – ver-  
mutlich Richtung Wien – verlassen.

Apotheke in Kittsee (heute Hauptplatz):

Engels Julius, Apotheker, röm-kath.  
Engels Regina, geb. Kühnreich, 21. 11. 1886, Wien, Jüdin

Mit dem Anschluss Österreichs an Nazi-Deutschland begann die anti-jüdische Propaganda auf Hochtouren zu laufen. Früher als in anderen Bundesländern kam es im Burgenland zur Vertreibung jüdischer Familien. Die Zeitschrift „Misrachi“ – ein unabhängiges Organ für das toratreue und nationale Judentum – schrieb 1933: „Bei uns im Burgenland herrschte immer Eintracht unter der Bevölkerung, welcher Konfession dieselbe auch angehörte.“ Der im März 1938 einsetzende Terror gegen Juden im Burgenland wird vielfach als „über Nacht“ hereinbrechend begriffen. Die Geschichtsschreibung ist da anderer Meinung. Dem Problem der lückenhaften Quellensituation bezüglich Antisemitismus im Burgenland zur Zeit der Ersten Republik ist durch die Zuhilfenahme der Oral History zu begegnen. Diese stützt sich auf Erfahrungen und Erzählungen von Zeitzeug/inn/en. Allerdings gibt es keine objektive Erinnerung. Man kann sich nur an etwas erinnern, wenn man dem Erlebten eine Bedeutung zumisst. Lebenserinnerungen sind subjektive Darstellungen und der Versuch, die Vergangenheit mit dem Wissen über den Verlauf der Ereignisse zu rekonstruieren. Die Interviews können historische Prozesse veranschaulichen, aber nicht die Geschichtsschreibung ersetzen. „Jener Personenkreis, der sich in keiner bewussten Tradition des Widerstandes gegen den Nationalsozialismus sieht und auf das gute Klima zwischen Juden und Nichtjuden verweist, setzt so, durch ein übersteigertes Bewusstsein vom friedlichen Zusammenleben mit Juden v o r 1938, Verdrängungsmechanismen für die Zeit n a c h 1938 in Gang.“ (Gert Tschögl „Was blieb, sind Erinnerungen“). Was der Mensch nicht verstehen kann, versucht er zu ergründen, was er nicht ergründen kann, kann er nur glauben, was er aber nicht verstehen will, das verdrängt er. Durch das Nichterwähnen

und Verdrängen antisemitischer Tendenzen im Burgenland vor 1938 wird eine klare Abgrenzung zu den Ereignissen ab 1938 erreicht. Mit dieser eindeutigen Abgrenzung wird für die Vertriebenen ein Erinnern an eine Umgebung möglich, die für Jahrhunderte Heimat jüdischer Kultur war. „Den Aussagen über soziale Integration soll hier aber gar nicht widersprochen werden, sondern es sollte vielmehr die Frage gestellt werden, wie es dazu kommt, dass Antisemitismus im Burgenland in den Jahren v o r 1938 kaum Erwähnung findet. Das Einsetzen eines nationalsozialistischen Apparates a l l e i n e, der die Idee des Nationalsozialismus auch p o l i t i s c h durchzusetzen imstande war, scheint eine ungenügende Erklärung dafür zu sein, was die jüdischen Gemeinden im März und in den Folgemonaten 1938 zu erleiden hatten.“ (Tschögl, Erinnerungen)

Die Enteignung des Besitzes jüdischer Familien setzte, wie schon erwähnt, wenige Tage nach dem Anschluss ein. Kaufleuten und Gewerbetreibenden wurden ihre Liegenschaften abgenommen, Geschäfte und Waren beschlagnahmt. Die Gründlichkeit, vor allem aber die Eile, mit der die „Arisierung“ vorgenommen wurde, ging unter anderem auf den fanatischen Antisemitismus und Rassismus des Tobias Portschy zurück. In einer seiner Reden kommt diese fanatische Haltung deutlich zum Ausdruck: „Die Zigeuner und die Juden sind seit der Gründung des 3. Reiches untragbar. Glaubt uns, dass wir diese Frage mit nationalsozialistischer Konsequenz lösen werden.“ („Grenzmark Burgenland“ vom 5. 4. 1938)

Am 15. 4. 1938, in der Sedernacht, brachte die Gestapo alle oben genannten Juden von Kittsee und Umgebung – außer Hecht Adolf, der bereits seit 18. 3. 1938 inhaftiert war, der fünfköpfigen Familie des Singer Samuel und der des Zopf Moritz, die am 28. 3. 1938 Kittsee Richtung Wien verlassen haben – zum Gendarmeriegebäude in der Preßburgerstraße von Kittsee. Die Nacht war kalt, regnerisch und stürmisch. Mit Schlägen traktiert und mit der blanken Waffe von der Begleitmannschaft bedroht, harteten sie dort im Freien aus. Ihren besonderen Spaß trieben die Gestapoleute mit dem 78jährigen Rabbiner Perls, einem kranken, gebrochenen Mann, auf den sie erbarmungslos mit Peitschen und Gewehrkolben einschlugen. Das Gendarmeriepostenkommando Kittsee fertigt ein Verzeichnis über die im Postenrayon Kittsee wohnhaft gewesenen Juden an. Als Treuhänder über das beschlagnahmte Vermögen der Kittseer Juden fungiert der Spitalsverwalter Julius Haffner, welcher „nicht nur auf Grund seines Berufes dieses Amt fachmännisch handhaben, sondern auch in jedem

Belange der richtige Mann für einen derartigen Posten ist“. (Zitat aus dem Gendarmerieprotokoll)

In dem Protokoll des Postens Kittsee wird über die Beschlagnahme unter anderem ausgeführt:

SINGER Samuel, Fleischhauer und Kohlenhändler: 1 Haus mit Fleischhauerei im Wert von ca. RM 16 000.–, das an den Fleischhauer Johann Strauss verpachtet wird. Die im Haus befindlichen Kohlen (8130 kg Braunkohle á kg 4 g = S 325,20; 1150 kg Steinkohle á kg 6 g = S 69,– und 1700 kg Koks á kg 6 g = S 102,–, Rest der Staubkohle, des Brennholzes und etwas Futterkartoffel um den Schätzpreis von S 73,–, zusammen 360 RM 48 Rpf) u. a. wurden verkauft und dieser Erlös der Staatspolizeistelle in Eisenstadt übersendet. Restliche Fleischwaren wurden der Gemeinde Kittsee zur Veräußerung übergeben, deren Erlös von RM 75,33 ebenfalls der Staatspolizei übersendet. Das im Besitz von Singer befindliche Pferd, ein Wallach, braun, 16 Jahre alt, war vom Steueramt in Neusiedl am See gepfändet und wurde der Gemeinde Kittsee zur Pflege übergeben. Angeschlossen an das beschlagnahmte Gut wird im Protokoll noch ein Auszug aus dem Strafregister (Geldstrafe wegen Preistreiberei und Pferdeschmuggel) angeführt. Singer wird beschuldigt, Rassenschande und als Fleischhauer teilweise Schmutzkonkurrenz betrieben zu haben, um die arischen Geschäftsleute wirtschaftlich zu ruinieren. Als Kohlenhändler bezog Singer von der Montana Kohlenhandel Ges.m.b.H. Druschkohle, wofür er hohe Provision erhielt und auch die Kohle nicht immer vorschriftsmäßig verwendete.

PERLS Armin, Rabbiner; besitzt kein Vermögen, hat Wohnungseinrichtungsgegenstände im Wert von RM 100,– hinterlassen, über welche der Treuhänder Julius Haffner verfügt.

ROTH Armin, Güterbeamter i. R., verwitwet, 1 Kleinhaus im Wert von RM 3000,–, verschiedene Wohnungseinrichtungsgegenstände im Wert von RM 70,– von J. Haffner verwaltet. „Das Vorleben des Roth war sehr gut, auch gegen die Arbeiter wird sein Benehmen als einsichtsvoll geschildert“. (Zitat aus dem Protokoll)

REISNER Aladar, Gastwirt und Gemischtwarenhändler, 2 Häuser im Gesamtwert von RM 18 000,–. Im Gasthaus, welches erst neu erbaut worden ist, befinden sich die Diensträume von der SS Grenzpolizeistelle Kittsee. Die Wohnungseinrichtungsgegenstände werden von der Grenzpolizei beansprucht, der beschlagnahmte Wein im Werte von 200,– RM wird von J. Haffner verwaltet.

Der Treuhänder Julius Haffner meldete bereits am 15. April 1938 die beschlagnahmten jüdischen Geschäfte an die Bezirkshauptmannschaft Neusiedl am See.

Das Schicksal der Kittseer Juden wurde vom Vizepräsidenten der Orthodoxen-Israelitischen Kultusgemeinde Preßburgs, Aaron Grünhut, literarisch in dem Buch „Katastrophenzeit des slowakischen Judentums“ verarbeitet. Er berichtet über das Ende der Kittseer Judengemeinde [Zusammenfassung der Verfasserin]: Am 1. Morgen des Pessachfestes 1938 schickt der Preßburger Rabbiner Wessely seinen Sekretär Fettmann zu Aaron Grünhut, er möge dringend zu ihm kommen. Dort trifft Grünhut auf den Fleischer Max Lustig, der – aus Theben kommend – berichtet, dass sich auf der Keschmarkinsel auf der Donau rund 100 Juden aus Kittsee befinden, bewacht von Gendarmen, um jede Infiltration in die Slowakei zu verhindern. Rabbiner Wessely beauftragt Aaron Grünhut nachzusehen. Dieser nimmt Kontakt mit dem Polizeidirektor Dr. Jusko auf. Doch Dr. Jusko will ohne Zustimmung übergeordneter Stellen nichts unternehmen, spricht: kein Einlass der Kittseer Juden in Preßburg ohne Grenzpassierschein. Schließlich gibt er dem Drängen Grünhuts nach, und die Vertriebenen kommen in Polizeigewahrsam in Preßburg, Landstraße 7–9. Die Flüchtlinge berichten, sie seien buchstäblich vom Sedertisch in bereitstehende Lastautos getrieben worden, ohne auch nur etwas Kleidung oder Nahrung mitnehmen zu dürfen und auf der Donauinsel ausgesetzt worden. Einige Preßburger Frauen versorgen die Vertriebenen aus Kittsee mit koscherem Essen. Polizeidirektor Dr. Jusko erhält vom Innenministerium in Prag die Order, die vertriebenen Juden wieder nach Österreich zurückzuschicken. Weitere Interventionen namhafter Persönlichkeiten (Dr. Julius Reiss, Dr. Moritz Fleischhacker, Ludwig Mayer, Heinrich Schwartz) fruchten nichts. Aaron Grünhut eilt zum Schwiegersohn des allzeit hilfsbereiten Albert Gstettner, Herrn Popper, und erreicht, dass er den Kittseer Juden den „Antonienhof“ im slowakisch-österreichisch-ungarischen Dreieck zur Verfügung stellt. Inzwischen interveniert Grünhut in Karburg/Ungarn (heute Rusovce/SK) zwecks Aufnahme der Juden, da sie im Antonienhof nicht länger bleiben können. Er versichert den Ungarn, die Vertriebenen von Karburg aus fortzuschaffen. Es wird zugestimmt und gleichzeitig ausgehandelt, jeweils 25 Menschen über die Donau von Karburg nach Ragendorf/Rajka zu überstellen. Diesem Vorschlag des Wegbringens „auf Raten“ wird nicht zugestimmt. Schließlich reist Grünhut nach Budapest und erringt

die Genehmigung, die vertriebenen Juden bis zur Einschiffung in Karlburg zu belassen. Im Preßburger Winterhafen befinden sich zu dieser Zeit ein französischer Schlepper und das Schleppschiff „Zürich“. Die beiden Schiffe werden noch am gleichen Tag mit 100 Strohsäcken, Kopfpölstern, Decken und Stroh beladen, und der Schlepper startet Richtung Rajka. Unmittelbar nach der Einschiffung in Rajka lösen die Matrosen die Stricke, mit denen das Schiff am Ufer festgemacht war, und fahren davon. Der Schlepper mit den vertriebenen Juden bleibt zurück.

Die anwesenden Gendarmen nehmen Grünhut in Ketten und transportieren ihn nach Wieselburg ins Gefängnis. Beim Verhör lässt er durchblicken, dass er beste Beziehungen zum *American Joint* [*American Jewish Joint Distribution Committee*, A.d.R.] – einem Hilfsinstrument des gesamten Judentums – habe. Dort könne er Geld für die Auswanderung der vertriebenen Juden erhalten. Kurze Zeit später ist Grünhut wieder frei und fliegt über Prag nach Paris. Beim Zwischenstopp in Prag spricht Grünhut mit der *Joint*-Beauftragten, Frau Schmolka, und informiert sie über die Situation der burgenländischen Juden. In Paris angekommen begibt sich Grünhut sofort ins *Joint*-Gebäude. Dort will ihn ein gewisser Herr Direktor Ahronovits mit einer Summe von 50.000 Ffr. abspeisen. Grünhut fordert moralische Unterstützung, andernfalls die Juden vom Schlepper wieder nach Österreich zurückgestellt würden und dem sicheren Tod ausgesetzt seien. Auch gegenüber der Aufforderung, bei der französischen Schiffahrtsgesellschaft, der der Schlepper gehört, zu intervenieren, verhält sich Direktor Ahronovits weiter ablehnend. Das sei nicht seine Aufgabe. Außerdem verfüge Grünhut über keinerlei Interventionsrecht beim *Joint*. Er handle nicht im Auftrag aller jüdischen Organisationen, sondern ausschließlich einer orthodoxen Gemeinde. Da verliert Grünhut die Fassung und Direktor Ahronovits verlässt das Büro. Ein gewisser Dr. Rosen, Vorsitzender des *Joint* betritt den Raum, in dem Grünhut fassungslos steht. Dr. Rosen hört die ganze Geschichte an und zeigt sich hilfsbereit. Telefonisch beauftragt er Frau Schmolka in Prag, sie möge aus Preßburg sämtliche Informationen einholen und damit nach Paris kommen. Grünhut empfängt Frau Schmolka am Flughafen Paris und berichtet ihr über die Vorgänge beim *Joint*. Tags darauf kommt es zu einem Treffen zwischen Frau Schmolka, Dr. Rosen und, statt Direktor Ahronovits, Professor Gurevits und Grünhut im *Joint*. Es wird erreicht, dass der französische Schlepper so lange in Rajka ankert, wie dies nötig erscheint. Dann begeben sich alle zur ungarischen Gesandt-

schaft. Der Gesandte vermittelt die Bitte des *Joint* an die Fremdenpolizei, den Schlepper so lange in Rajka zu belassen, bis die Auswanderungsformalitäten erledigt seien. Alle sind über die Lösung glücklich.

Alle jüdischen Hilfsorganisationen – *Hicem* [aus den Anfangsbuchstaben der Hilfsorganisationen *HIAS*, *ICA*=*Jewish Colonization Association* und *Emigdirect* zusammengesetzt, A.d.R.], *HIAS* [*Hebrew Immigrant Aid Society*, A.d.R.] und *Jewish Agency* – werden in Anspruch genommen, um die nötigen Zertifikate und Immigrationsvisa zu besorgen. Frau Schmolka fährt nach Ragendorf/Rajka, um ein genaues Verzeichnis der Flüchtlinge aufzunehmen. Gemeinsam mit den Damen Fleischmann von der *WIZO* [*Women's International Zionist Organisation*, A.d.R.] und Reiss (einer Zahntechnikerin aus Karlbürg) und den Herren Schwartz, Rosenthal und Grünhut werden die Personalien der Vertriebenen auf dem Schlepper aufgenommen. Frau Schmolka organisiert ein Treffen mit den Vertretern von *WIZO*, *Hicem* und *Hias* im Hotel Carlton. Aaron Grünhut wird in die *Hicem*-Leitung als vollberechtigtes Mitglied aufgenommen. Grünhut sorgt sich unaufhörlich um die sich auf dem Schlepper befindenden Vertriebenen. Er erreicht die Bewilligung, dass sie sich tagsüber in einem kleinen Wald am Donauufer aufhalten dürfen. Man bedenke, sie sind nun schon mehr als drei Monate auf dem Schlepper! Es werden auch Zeitungen, Bücher und Korrespondenz bewilligt. Die kleine jüdische Gemeinde von Ragendorf ist bei der Versorgung der sich auf dem Schlepper befindenden Personen überfordert. Schließlich übernehmen die Judengemeinden von Györ (Raab), Moson (Wieselburg), Komárno, Szombathely (Steinamanger) und Sarvar alle Unkosten. Mit polizeilicher Genehmigung werden Rabbiner Perls, seine Frau und die alte Frau Zopf (geb. am 22. 9. 1872) ins Jüdische Spital nach Preßburg überführt. Frau Zopf verstirbt im Spital und wird auf dem orthodoxen Friedhof in Preßburg beigesetzt. Rabbiner Perls und seine Frau werden im Altersheim in Nové Mesto untergebracht. Nach etwa drei Monaten laufen die Visa, Einreisegenehmigungen und sogar die Zertifikate ein. Der Budapester *Joint* hat für die nötigen Reisedokumente gesorgt. Die vertriebenen Kittseer Juden werden vom Schlepper geholt und auf Lastwagen nach Budapest befördert und in einem Hotel untergebracht. Wenige Tage später reisen die Leute in alle Himmelsrichtungen.

„Undank ist der Weltenlohn“, schreibt Grünhut, „denn in den Stunden des Abschieds wurde ich keines Dankeswortes gewürdigt. Vielmehr waren die meisten mir noch böse, dass ich sie von ihrem Geburts- und Heimatorte vertrieb! Alle vermochten sich gut in der

Welt einzuordnen.“ Lebenszeichen erhielt Grünhut jedoch von niemandem.

In Form eines Dramas verarbeitet wurde das Schicksal der Kittseer Juden von dem kommunistischen, jüdischen Erfolgsautor und Arzt Friedrich Wolf (geb. 1888 in Neuwied, gest. 1953 in Lehnitz). Es trägt den Titel: „Das Schiff auf der Donau. Ein Drama aus der Zeit der Okkupation Österreichs durch die Nazis“. Wolf hat sicher von der Freundschaft Franz Werfels, was den historischen Hintergrund betrifft, profitiert, während sie in der Emigration in Frankreich weilten. Der Inhalt des Dramas von Friedrich Wolf ist – bei allem Respekt der künstlerischen Freiheit – weit von der Realität des Geschehens auf dem Schiff auf der Donau entfernt.

Werfel hingegen verarbeitete die Vertreibung der Parndorfer (wahrscheinlich eher Gattendorfer) Juden in seinem Werk „Cella“. Während der Kommunist Wolf ein politisches Buch schrieb, war das Anliegen Werfels ein zutiefst humanes und religiöses, eine anschauliche und mitreißende Schilderung burgenländischer Geschichte und ein Denkmal für das vernichtete Judentum.

Nach der Befreiung Österreichs vom Nationalsozialismus und der Erlangung der vollen staatlichen Souveränität durch den Staatsvertrag kamen nur wenige burgenländische Juden für ständig in ihre alte Heimat zurück. In Kittsee war es nur eine Person: Glaser Johanna, geb. Hecht. Einige andere sind auch gekommen, aber nicht um zu bleiben, sondern nur, um ihren Besitz zu verkaufen. Durch das Einholen einiger Kaufverträge ist der Beweis erbracht, dass kein jüdisches Eigentum illegal den Besitzer gewechselt hat. Die meisten jüdischen Überlebenden blieben dort, wo sie sich inzwischen eingelebt hatten.

Obwohl seit 1945 vielfach Aktivitäten und Signale gesetzt wurden und werden, ist das Thema „Judentum“ immer noch in gewisser Weise tabuisiert und verdrängt. Aber es gibt kein Verständnis der Gegenwart ohne ausreichende Kenntnis der Vergangenheit. Die Geschichte jedoch „soll das Gedächtnis nicht beschweren, sondern den Verstand erleuchten“, schrieb einst Lessing.

Das eingangs zitierte 5. Buch Mose setzt sich auch mit dem Vergessen auseinander, denn die Menschen sind nicht davor gefeit, die Erinnerung aufzugeben und Gesetze zu brechen. Vergessen wird gefördert durch den Wechsel der Lebensbedingungen, durch die völlige Veränderung der sozialen Verhältnisse. Besonders dann, wenn die neuen

Verhältnisse verlockend und viel besser sind als die alten, werden die früheren Erlebnisse gerne verdrängt. Die Schrift spricht deshalb von der Gefährdung der Erinnerung durch „Verführung“, von den „Fallstricken“ des Vergessens.

„Wenn ein Mensch – und eine Gesellschaft – nur das zu erinnern imstande ist, was als Vergangenheit innerhalb des Bezugsrahmens einer jeweiligen Gesellschaft rekonstruierbar ist, dann wird genau das vergessen, was in einer solchen Gegenwart keinen Bezugsrahmen mehr hat.“ (J. Assmann „Die Katastrophe des Vergessens“, 1991). Diese These mag erklären, weshalb die österreichische Gesellschaft nach 1945 so rasch die NS-Zeit verdrängte, Schuld und Sühne vergaß. Wiederaufbau und das so genannte Wirtschaftswunder prägten den Bezugsrahmen der Nachkriegsepoche. Erinnerungen an NS-Gräueltaten und KZ-Opfer wurden nicht gepflegt, sondern vernachlässigt, eine Wiedergutmachung kaum erwogen. Die neuen Lebensverhältnisse im Wirtschaftswunderland stellten einen Bezugsrahmen dar, in dem es nur selten Anknüpfungspunkte gab für die Erinnerung an die Verfolgung und Vernichtung des europäischen Judentums.

Gegen das Verschweigen und Vergessen gilt es, alle geistigen Ressourcen in Schwung zu bringen. Die Ausrottung der Juden in Kittsee, im Burgenland, in Österreich, in Europa – geplant, betrieben und durchgeführt – ist Vergangenheit. Das Wissen darum, so unvollkommen es auch sein mag, hat mit Vergangenheit und mit Erinnerung zu tun. Die Erinnerung daran ist Gegenwart.

## **Persönliche Anmerkungen der Autorin**

Im Sinne dieser Feststellungen sind meine jahrelangen Recherchen über die Juden des Burgenlandes, im Speziellen die meiner Heimatgemeinde Kittsee zu verstehen. Ich bin keine Historikerin, und ich habe keine jüdischen Vorfahren. Als Kind erzählten mir meine Eltern kaum von den Juden, obwohl sie mit und unter ihnen in Kittsee aufgewachsen sind. Erst im Nachhinein identifizierte ich so manche häusliche Redensart als dem Jiddischen zugehörig. Doch damals fragte ich nicht, nahm die Redensart ungefragt hin. Erst viel später begann ich, mich ernsthaft und kritisch mit der Geschichte meiner Eltern- und Großelterngeneration zu befassen – und zwar mit einer Hartnäckigkeit

und Wissbegier, die aus der Betroffenheit kommt und der Erkenntnis, dass eine intensive Beschäftigung mit dem Judentum, seiner Geschichte und Kultur eine aktuelle Notwendigkeit ist, um Schablonenvorstellungen über das Judentum besser abbauen zu können. Ich war immer auf der Suche nach dem „Warum?“ und „Wie konnte so etwas passieren?“. Während meiner Studienzeit endete der Geschichtsunterricht irgendwo zwischen dem Ende der Monarchie und der 1. Republik. Die Zeit drängte, wenn ich Versäumtes bei Zeitzeugen, bei Betroffenen nachholen wollte.

Als ich auszog, „das Jüdische“ im Burgenland zu suchen, suchte ich vergebens. Was ich ringsum fand, waren vor allem Friedhöfe, jüdische Friedhöfe, Synagogen ohne Gemeinde, Menschen ohne Erinnerung. Also half ich mir vorerst mit Büchern. Das war aber auch nicht das, was ich wirklich wollte. Ich wollte reden über jene geleugnete Vergangenheit, jene verdrängte Vergangenheit, weil ich darin eine Möglichkeit sah, Verdrängen und Vergessen zu verhindern, eine Möglichkeit, bisher Geschehenes und bisher Unterbliebenes nachzuholen. Ich wollte nicht jene präparierten „Märchen“ akzeptieren, mit denen man seine Nachkommen belügt. Denn die Gedenkstruktur wird sich völlig ändern, wenn diese Zeit nur noch über Dokumente vermittelt werden wird. Und die Reihen der Zeitzeugen begannen sich zusehend zu lichten, sie starben weg. Ich wollte aber reale Erlebnisse und konkrete Details, denn seit Jahrhunderten waren die burgenländischen Juden mit dem Land und mit den Leuten auf das engste verbunden. Burgenland war ihre Heimat, und für das Burgenland hatten sie wie alle anderen Bewohner ihre Opfer gebracht und ihr Leben hingegeben.

Ich habe versucht, ohne auf Vollständigkeit zu pochen, einen Einblick in die Geschichte der Kittseer Juden zu geben. Aber meine Beschäftigung mit dem Judentum möge als Beitrag verstanden werden, dass jüdische Geschichte untrennbar von der Gesamtgeschichte des Burgenlandes ist. Ich habe alle Recherchen stets in Verbindung mit meiner beruflichen Tätigkeit, mit den 10- bis 14-Jährigen meiner Schule, in Projekten er- und ausgearbeitet, um ein Gedenken im Sinne von Nichtvergessen zu erlangen. Darin sah ich den logischen Kontrapunkt zum Verdrängen.

Ich weiß heute auch die Antwort auf mein jungendliches „Warum?“, auch wenn ich das Gefühl der Unbegreiflichkeit dabei nicht los werde, und ich habe meine Neugierde auf meine Schüler/innen übertragen. Sie waren es, die in unermüdlicher Kleinstarbeit zur Klärung dieses dun-

kelsten Kapitels der Ortsgeschichte von Kittsee beigetragen haben. Ich habe ihnen geholfen, es selbst zu tun. Dafür danke ich ihnen.

Mein Dank gilt aber auch jenen, die uns auf unseren Forschungen mit Rat und Tat zur Seite standen: HR Dr. Adolf Mais, dem Begründer des Ethnographischen Museums Schloss Kittsee. Er hat die Obsorge über den jüdischen Friedhof Anfang der 70er Jahre übernommen, die Umfriedung saniert, ein Eingangstor besorgt und alles veranlasst, dass die Friedhofsanlage unter Denkmalschutz gestellt wurde. Heute ist der jüdische Friedhof von Kittsee der Einzige dieser Art; Dank auch dem Jüdische Museum Eisenstadt mit seinem Direktor Mag. Johannes Reiss; Univ.Prof. Dr. Schlomo Spitzer, Bar Ilan Universität in Ramat Gan; den Geschwistern Friedmann, sie sind die Enkelsöhne von Rabbi Perles, Jerusalem; der Bevölkerung von Kittsee für die Interviews und der Gemeinde von Kittsee, die sich doch gelegentlich des jüdischen Friedhofs erinnert und ihn säubern lässt.

## QUELLEN

(für beide Aufsätze von Irmgard Jurkovich)

- Akrap, Domagoj, Almut Jaschke, Christa Krajnc und Johannes Reiss: Nicht ganz koscher? Adolf Holzhausen, Wien 2000.
- Andics, Hellmut: Die Juden in Wien. Kremayr&Scheriau, Wien 1988.
- Artmann, H. C. (Übersetzer): Jiddische Sprichwörter. Insel-Verlag, Frankfurt/M. 1994.
- Baumann, Arnulf H.: Was jeder vom Judentum wissen muß. Gütersloher Verlagshaus 1991.
- Baumgartner, Gerhard u. a. (Hg.): Identität und Lebenswelt. Prugg Verlag, Eisenstadt 1989.
- Berger, Max und Wolfgang Häusler: Judaica. Die Sammlung Berger. Kult und Kultur des europäischen Judentums. Verlag Jugend&Volk, Wien und München 1979.
- Blend, Martha: Ich kam als Kind. Picus Verlag, Wien 1998.
- Brettel, Herbert: Die jüdische Gemeinde von Frauenkirchen. Edition Lex Liszt, Halbtorn 2003.
- BMUK/Schüler&Zeitgeschichte: Juden in Österreich 1918–1938. Materialienmappe. Wien 1982.
- BMUK/Politische Bildung: Erinnern in Gedenkstätten. Wien 1998.
- Burgenländische Landesregierung: Landestopographie/Bez. Neusiedl. Selbstverlag, Eisenstadt 1954.
- Burgenländisches Landesarchiv (Hg.): Burgenland 1938. Vorträge des Symposiums „Die Auflösung des Burgenlandes vor 50 Jahren“ (= Burgenländische Forschungen, Bd. 73) . Eisenstadt 1989.
- Burgenländisches Landesarchiv (Hg.): Die Fürsten Esterházy. Magnaten, Diplomaten und Mäzene. Katalog der Ausstellung der Republik Österreich, des Landes Burgenland und der Freistadt Eisenstadt 1995 (= Burgenländische Forschungen, Sonderband XVI). Eisenstadt 1995.
- Deinhofer, Elisabeth und Traude Horvath: Grenzfall. Verlag Kanica, Großwarasdorf 1991.
- De Vries, S. Ph.: Jüdische Riten und Symbole. Fourier Verl. AG, Wiesbaden 1981.
- Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes: Widerstand und Verfolgung im Burgenland 1934–45. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1983.
- Domaš, Jasminka: Familie – Mischpacha. Kroatisches Kultur- und Dokumentationszentrum, Eisenstadt 2002.

- Ernst, August: Geschichte des Burgenlandes. Verlag für Geschichte u. Politik, Wien 1987.
- Erziehung und Unterricht 9/10: März 1938 in Österreich. Österreichischer Bundesverlag, Wien 1987.
- Ganter, Bernhard: Wider den Haß. Betzel Verlag, Frankfurt/M.
- Genee, Pierre: Die Juden des Burgenlands und ihre Synagogen. In: David. Jüdische Kulturzeitschrift. 1. Jg., Nr. 3, 1989.
- Gilbert, Martin: Das jüdische Jahrhundert. C. Bertelsmann Verlag, München 2001.
- Gold, Hugo: Gedenkbuch der untergegangenen Judengemeinden des Burgenlandes. Ed. Olamenu, Tel Aviv 1970.
- Grünhut, Aron: Katastrophenzeit des Slowakischen Judentums. Selbstverlag, Tel Aviv 1972.
- Hodik, Fritz P.: Beiträge zur Geschichte der Mattersdorfer Judengemeinde im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (= Burgenländische Forschungen, Bd. 65). Eisenstadt 1975.
- Ideenagentur Austria: Die Wahrheit 38–45 (4 Bände). Verlag Jugend & Volk, Wien 1988.
- Jakober, Andrea: Die jüdische Gemeinde in Tulln. Remaprint, Wien 1988.
- Jurkovich, Irmgard: Erinnerungsarbeit. In: Renner, Elke, Josef Seiter und Johannes Zuber: Erinnerungskultur. Zur Rückholung des österreichischen Gedächtnisses. Schulheft 86/1997. Verlag Verein der Förderer der Schulhefte, S. 127–134.
- Jüdisches Museum Prag: Der Alte jüdische Friedhof und die Klausensynagoge. Prag 1989.
- Kinder und Holocaust. Fachzeitschrift Der Deutschunterricht Nr. 4/1997.
- Kolatch, Alfred J.: Jüdische Welt verstehen. Fourier Verl. AG, Wiesbaden 1996.
- Landesmann, Peter: Die Juden und ihr Glaube. Eine Gemeinschaft im Zeichen der Tora. Nymphenburger, München 1987.
- Landmann, Salcia: Die Juden als Rasse. Weltbildverlag, Augsburg 1981.
- Landmann, Salcia: Jiddisch. Ullstein, Frankfurt/M. 1988.
- Liedel, Herbert und Helmut Dollhof: Haus des Lebens – Jüdische Friedhöfe. Stützverlag, Würzburg 1985.
- Loibersbeck, Josef: Kittsee und seine Nachbarn. In: Volk und Heimat 1962.
- Lohrmann, Klaus und Kurt Schubert: 1000 Jahre österreichisches Judentum. Ausstellungskatalog. Ed. Roetzer, Eisenstadt 1982.

- Österreichisches Jüdisches Museum in Eisenstadt (Hg.): Das Österreichische Jüdische Museum in Eisenstadt. Eisenstadt 1988.
- Österreichisches Jüdisches Museum Eisenstadt: Kataloge der Dauerausstellung. Cicero Druck, Eisenstadt 1993 und 1995.
- Österreichisches Jüdisches Museum Eisenstadt (Hg.): Mach mit. Katalog für Kinder. Eisenstadt 1994.
- Österreichisches Jüdisches Museum Eisenstadt (Hg.): Jona. Kinder- u. Jugendbroschüre. Nr. 1/1996.
- Pflagner, Margit: Streifzüge durch Westungarn. Roetzer, Eisenstadt 1978.
- Prickler, Harald: Beiträge zur Geschichte der burgenländischen Judensiedlungen In: Kropf, Rudolf (Hg.): Juden im Grenzraum. Geschichte, Kultur und Lebenswelt der Juden im burgenländisch-westungarischen Raum und in den angrenzenden Regionen vom Mittelalter bis zur Gegenwart (= Wissenschaftliche Arbeiten aus dem Burgenland, Bd. 92). Eisenstadt 1993, S. 65–106.
- Reiss, Johannes: Hier in der heiligen jüdischen Gemeinde Eisenstadt. Die Grabinschriften des jüngeren jüdischen Friedhofes in Eisenstadt. Adolf Holzhausen, Eisenstadt 1995.
- Reiss, Johannes: Aus den Siebengemeinden. Adolf Holzhausen, Wien 1997.
- Salamander, Rachel: Die jüdische Welt von gestern. Chr. Brandstätter, Wien-München 1990.
- Schlör, Joachim: Wenn ich dein vergesse, Jerusalem. Reclam, Leipzig 1995.
- Schubert, Kurt: Judentum im Mittelalter. Ausstellungskatalog. Roetzer Druck, Eisenstadt 1978.
- Schubert, Kurt: Jüdische Geschichte. C. H. Beck, München 1995.
- Schubert, Kurt: Christentum und Judentum im Wandel der Zeiten. Böhlau, Wien 2003.
- Schulprojekte „Dein jüdischer Nachbar“ (Schuljahr 1981/82), „Die letzten Juden von Kittsee“ (Schuljahr 1994/95).
- Spitzer, Shlomo: Die jüdische Gemeinde von Kittsee (Manuskript). Stadt Wien (Hg.): 4. Internationales Theodor Herzl Symposium Wien. Tagungsbericht. Robi-Druck Wien 2002.
- Steines, Patricia, Klaus Lohrmann und Elke Forisch: Mahnmale. Jüdische Friedhöfe in Wien, Niederösterreich und Burgenland. Hirschmann Verlag, Wien 1992.
- Stiegnitz, Peter: Judentum. Fundament der westlichen Kultur. Sieben Prinzipien und zehn Gebote. hpt-Verlagsgesellschaft, Wien 1988.
- Thieberger, Friedrich: Jüdisches Fest – Jüdischer Brauch. Jüdischer Verlag Athenäum, Königstein/Taunus 1985.

Trancik, Martin: Zwischen Alt- und Neuland – Die Geschichte der Buchhändlerfamilie Steiner in Pressburg. Bratislava 1996.

Unger, Günter: Burgenland. Edition Tusch, Wien/Neudörfel 1996.  
Universität Duisburg (Judaistik): Jüdische Friedhöfe. Unveröffentlichtes Forschungsprojekt 1986.

Vielmetti, Nikolaus: Das Schicksal der jüdischen Gemeinden des Burgenlandes. In: Burgenländisches Landesarchiv (Hg.): 50 Jahre Burgenland. Vorträge im Rahmen der Landeskundlichen Forschungsstelle am Landesarchiv (= Burgenländische Forschungen, Sonderband III). Eisenstadt 1971, S. 196–214.

Weinzierl, Erika: Zu wenig Gerechte. Österreicher und Judenverfolgung 1938–1945. Styria, Graz 1969.

Wolf, Franz Ferdinand: Zur Person. „Glaube und Hoffnung“. Verl. Österreich, 1993.

Wolf, Friedrich: Das Schiff auf der Donau. Ein Drama aus der Zeit der Okkupation Österreichs durch die Nationalsozialisten. Aufbauverlag, Berlin 1960.

Zelman, Leon: Eine Idee wurde geboren. Jewish Welcome Service, Wien 1995.

# Ausheimisch? Jüdische Kultur im Burgenland zwischen Integration und Ausgrenzung

Peter F. N. Hörz

---

Dem vorliegenden Beitrag liegen Überlegungen zu Grunde, die ich in meiner an der Universität Wien im Fach Volkskunde verfassten Dissertationsschrift *Jüdische Kultur im Burgenland: Historische Fragmente, volkskundliche Analysen*<sup>1</sup> angestellt habe. Dem wissenschaftlichen Rahmen, in welchem diese Überlegungen angestellt worden sind, entspricht die spezifisch ethnologische Sichtweise des Gegenstands: Ziel dieser Arbeit war es weniger, neue lokalhistorische Details ans Licht zu bringen. Vielmehr habe ich den Versuch unternommen, verstreut publiziertes Material, längst öffentlich gemachte historische Befunde und halb öffentliche Materialien wie Vortragsmanuskripte oder fotokopierte Zettelsammlungen zusammenzufassen und dieses Material aus der Sicht der Volkskunde zu bewerten. Die Perspektive, die beim Blick auf die jüdische Regionalgeschichte des Burgenlandes angelegt worden ist, ist also vor allem von jenen Diskursen geprägt, die in Volkskunde, europäischer Ethnologie und Kulturanthropologie in den letzten drei Dekaden geführt worden sind. Unbedingt zu nennen ist dabei die langjährige Diskussion, die der Tübinger Volkskundler Utz Jeggle 1969 mit seinem bahnbrechenden Buch *Judendörfer in Württemberg*<sup>2</sup> losgetreten hat. Beeinflusst von diesen spezifisch volkskundlichen Diskursen unterscheidet sich meine Sicht der Dinge zwangsläufig mehr oder weniger deutlich von den Sichtweisen von Judaisten, Religionswissenschaftlern und Historikern – und ich möchte auch gar nicht verhehlen, dass ich bei der Deutung der Kulturgeschichte der Juden des Burgenlandes mithin zu Einsichten und Erkenntnissen gelangt bin, die sich vom Gros der bislang publizierten Arbeiten unterscheiden. Damit lasse ich mich zwar mitunter auf unbequemen, um nicht zu sagen heißen Stühlen nieder; ich meine jedoch, dass es von keiner

---

1 Hörz, Peter F. N.: *Jüdische Kultur im Burgenland. Historische Fragmente, volkskundliche Analysen*. Diss. Phil. Universität Wien 2001, siehe „Über den Autor“ S. 72.

2 Jeggle, Utz: *Judendörfer in Württemberg* (= *Volksleben*, Bd. 23). Tübingen 1969; erweiterte Neuauflage (= *Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen*, Bd. 90). Tübingen 1999.

Seite einen Monopolanspruch für die Richtigkeit der Interpretation von Geschichte geben kann; und ich meine auch, dass geisteswissenschaftlicher Fortschritt und Lernerfolg nur im Wechselspiel von These und Antithese gewonnen werden können.

Ausgangspunkt der Arbeiten war und ist die konstruktivistisch geprägte Einsicht, dass Geschichte – egal, wer sie schreibt – stets nur so geschrieben werden kann, wie sie von Geschichtsschreibern gesehen und gedeutet wird.<sup>3</sup> Die Vorstellung von einer objektiven Geschichtsschreibung erscheint vor diesem Hintergrund obsolet, denn was wir von der Geschichte wissen wollen, was wir für wichtig oder unwichtig erachten, was wir wie einschätzen, gewichten und interpretieren, ist abhängig davon, wie wir disponiert sind, welche Erfahrungen und Eindrücke unsere Biographien prägen, welche Schulen wir besucht haben, woher wir, geographisch gesehen, kommen und wie wir die Welt unter religiösen oder ideologischen Gesichtspunkten betrachten. Geschriebene, gefilmte, monumentalisierte oder vorgetragene Geschichte kann also immer nur so sein, wie das schreibende, filmende, denkmalschaffende oder vortragende Subjekt die Geschichte sieht. Und weil ich Geschichte im Sinne der Soziologen Max Weber<sup>4</sup> und Norbert Elias<sup>5</sup> als einen Stoff begreife, der aus ineinander zahnenden, interessengeleiteten Fäden gewoben wird, galt und gilt mein Interesse nicht in erster Linie der Suche nach neuen Tatbeständen, als vielmehr der Interpretation dessen, was bislang über jüdische Kulturgeschichte im Burgenland bekannt gemacht wurde. Geschichte entsteht eben zunächst einmal aus menschlichen Willensakten und Plänen, die im Zusammenwirken Strukturen und Prozesse hervorbringen, die keiner der in sie verwickelten Menschen in ihrer endgültigen Gestalt gewollt oder geplant hat.<sup>6</sup> Bezogen auf das Thema gilt es also zu bedenken, dass vor etwa 250 Jahren auf dem „Spielfeld“ Deutsch-Westungarn die Grundherrschaften Esterházy und Batthyány sowie deren Administrationsapparate stehen. Darüber hinaus steht auf diesem

---

3 Vgl. Köstlin, Konrad: Der Tod der Neugier, oder auch: Erbe – Last und Chance. In: Zeitschrift für Volkskunde 91 (1995), S. 47–64, hier S. 64.

4 Zum Begriff des *sozialen Handelns*, als Motor der Interaktionen und der Handlungen in Bezug auf andere Menschen vgl. Weber, Max: Wirtschaft und Gesellschaft: Grundriß der verstehenden Soziologie. 5. Rev. Aufl./Studienausg. Tübingen 1980, S. 12–13.

5 Vgl. Elias, Norbert: Zur Grundlegung einer Theorie sozialer Prozesse. In: Zeitschrift für Soziologie 6(1977), S. 127–149.

6 Vgl. ebd., S. 131.

Spielfeld eine geistliche Machtelite, die ihr Verhältnis zur Grundherrschaft ständig neu ausbalanciert; weiters stehen hier deutschsprachige, ungarischsprachige und kroatische Untertanen, und natürlich auch noch Juden und Roma, jeweils in sich nach Funktionen, wirtschaftlicher und politischer Macht gegliedert. Und all diese Gruppen haben jeweils ganz spezifische ökonomische und soziale Interessen, psychische Bedürfnisse und Welterklärungsansätze, die sie im Rahmen der damals geltenden Ordnung aufrecht zu erhalten bzw. durchzusetzen versuchten. Zu fragen ist also bei der historisch-kulturwissenschaftlichen Analyse stets: Wer tut was in welchem Interesse? Wer setzt welche Handlungen mit welcher Intention und mit welchen Reaktionen auf welcher Seite?

Ausgehend von alltäglichen Beobachtungen, die ich in jüngerer Zeit im Burgenland gemacht habe, möchte ich im folgenden einen Bogen schlagen über mehrere Jahrhunderte jüdischer Kulturgeschichte in der Region Deutsch-Westungarn. Dabei möchte ich mich vor allem einem zentralen Motiv widmen, das über all die Jahrhunderte jüdischer Siedlungsgeschichte in Westungarn bzw. Burgenland präsent ist: Nämlich der *ausheimischen* Existenz der jüdischen Bevölkerung in dieser Region. Die Bedeutung des Begriffs *ausheimisch* liegt auf der Hand, denn *ausheimisch* bedeutet natürlich das Gegenteil von einheimisch. *Ausheimisch* impliziert den besonderen und mithin diskriminierenden Rechtsstatus der jüdischen Bevölkerung ebenso wie ihre zwangsläufig mobile Existenz, ihre transregionalen Beziehungen, ihre Orientierung am fortschrittlichen Leben in den Metropolen, ihre sprachlichen und kultischen Besonderheiten, ihre Selbstsicht als Teilintegrierte mit beschränktem Toleranzanspruch und die Fremdansicht als Ungleiche, als Besondere, mithin als Herausgehobene oder Herabgewürdigte.

Begeben wir uns nun in das Jahr 1999, genauer gesagt in den Spätherbst dieses Jahres. Damals bin ich bei der Vorbereitung zu den Arbeiten an meiner Dissertation eine Woche lang durch das Burgenland gereist und habe zumindest alle Orte einem Lokalausweis unterzogen, welche einst Sitz einer jüdischen Gemeinde waren. Natürlich bin ich seinerzeit mit der Absicht gereist, mir das anzusehen, was an steinernen Relikten heute noch an die jüdische Kultur erinnert, und ich möchte nicht behaupten, dass die Betrachtung alter Judenhäuser, der Blick auf die Friedhöfe oder die Ansicht der verbliebenen Synagogen nicht aufschlussreich für meinen Versuch der Geschichtsrekonstruktion und -analyse gewesen wären. Einen unerwartet nachhaltigen Eindruck indessen haben auf mich eine Reihe von Beobachtungen

gemacht, die man zunächst eher als Randerscheinungen im Hinterkopf ablegt, die jedoch bei näherer Reflexion durchaus bedeutsam erscheinen wollen.

An einem Donnerstag Vormittag erreiche ich die Innenstadt von Mattersburg, stelle meinen Wagen ab und begeben mich ins Rathaus, wo man mich erwartet. Auf dem Weg zum Rathaus passiere ich eine Grünanlage – ein Stück Rasen, ein paar Bäume, Buschwerk und eine gelbe Parkbank. Die Rathaus-Beamten kennen sich aus, zeichnen mir die Lage früherer Judenhäuser in einen Stadtplan ein und verweisen abschließend noch auf einen Gedenkstein, den die Gemeinde errichtet habe. Ich sei an diesem Monument, so die Beamten, auf dem Weg zum Rathaus sicher schon vorbei gekommen. All jene, die Mattersburg kennen und sich für jüdische Kulturgeschichte interessieren, wissen vermutlich, worauf ich hinaus will. Alle anderen dürften es unschwer erraten können: Ich bin auf dem Weg zum Rathaus tatsächlich bereits an diesem Gedenkstein vorbei gekommen, denn dieser befindet sich in der bereits erwähnten Grünanlage. Die deutsche Inschrift des Steines lautet: „Hier stand die Synagoge der jüdischen Gemeinde von Mattersburg. Sie wurde in der Reichskristallnacht von nationalsozialistischen Barbaren zerstört. Israelitische Kultusgemeinde Wien.“ Auf der gelben Parkbank vor dem Denkmal dürften sich bei besserer Witterung jugendliche Cliquen aufhalten; zumindest zeugt die Fülle der leeren Getränkedosen und Einwegflaschen davon, dass sich vor dem Denkmal häufig Menschen aufhalten, die nicht in erster Linie des Gedenkens wegen an diesen Ort kommen.

Zwei Tage später erreiche ich Lackenbach. Im Rathaus werde ich von einer jungen Beamtin informiert: Sie beschreibt mir den Weg zum Friedhof, erwähnt abermals einen Gedenkstein und beschreibt mir dessen Position. Den Friedhof finde ich problemlos. Den Gedenkstein zu finden, bereitet mir indessen Schwierigkeiten: In Erwartung eines Aufmerksamkeit erregenden Monuments gehe ich dreimal an dem Denkmal vorbei, ehe ich bemerke, dass sich ein maximal 40 Zentimeter hoher Steinblock mit einer fast horizontal montierten Schrifttafel in einer etwa vier Quadratmeter großen Umfriedung befindet. Da der Latenzaun mindestens eineinhalb mal so hoch ist wie das Denkmal, entzieht sich dieses dem Blick des Passanten. Die Inschrift der Steintafel lautet: „Hier befand sich die Synagoge von Lackenbach. Sie wurde während der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft von faschistischen Barbaren zerstört. Israelitische Kultusgemeinde Wien.“ Innerhalb der Umfriedung ist zum Zeitpunkt meines Lokalaugenscheins ein

blauer Plastikabfalleimer mit der Aufschrift „Schöller Eiskrem“ deponiert.

Vermutlich ist längst erkennbar geworden, worauf ich mit der Schilderung dieser beiden Beobachtungen aus Mattersburg und Lackenbach abziele: Es geht mir um die Kultur des Gedenkens und Erinnerns, und es geht mir natürlich darum, von der Gedenkkultur ausgehend, das Verhältnis zwischen burgenländischen Juden und Nichtjuden zu beleuchten. In Mattersburg wie in Lackenbach – und ich könnte noch über weitere burgenländische Orte berichten – erfüllen die Gedenksteine jeweils nur den einzigen Zweck, existent zu sein. Gut genug versteckt, um dem unbedarften Fremden nicht ins Auge zu stechen und weit genug ins räumliche Abseits gedrängt, um den Einheimischen kein Dorn im Auge zu sein, sind die Gedenksteine – obwohl im öffentlichen Raum präsent – so gut wie nicht vorhanden. So wie die Fußnoten in wissenschaftlichen Texten die Belesenheit des Autors nachweisen sollen, für den diskursiven Wert des Textes selbst jedoch nur von sekundärer Bedeutung sind, so sind diese Denkmale für den lokalen Diskurs tendenziell irrelevant. Aber genau wie mit den Literaturverweisen einer Verpflichtung genüge getan wird, hat man mit der Errichtung von Gedenktafeln und -steinen eine Pflicht erfüllt. Eine Pflicht, derer man sich nicht hat entziehen können. Die Denkmale also sind da, aber für die lokale Bevölkerung sind sie weitgehend bedeutungslos. Insofern ich den Müll vor dem Mattersburger Gedenkstein, den hinter dem Lackenbacher Denkmal deponierten Papierkorb und die verborgene Position der beiden Denkmale nicht völlig falsch interpretiere, kommt diesen im lokalen Kontext kein Wert zu. Sie sind vermutlich an 360 Tagen im Jahr unwichtig, und nur an den fünf Tagen, an welchen auswärtige Besucher kommen und nach ihnen fragen, erinnern sich die Befragten an die Existenz dieser Steine. Einigen wenigen Menschen also bedeuten diese Denkmale etwas, einigen wenigen Menschen, die von auswärts kommen. Menschen wie ich, die ein wissenschaftliches Interesse am Gedenken an die burgenländischen Juden haben. Aber auch Menschen, die einen persönlichen Bezug zu den Ereignissen haben, von welchen die Denkmäler künden. Sieht man einmal von den Wissenschaftstouristen ab, so wird deutlich, dass diese Gedenksteine nur jenen etwas gelten, deren Biographien mit dem Gegenstand der Erinnerung in Beziehung stehen. Genauer gesagt: deren Biographien mit dem Opferstatus jener Bevölkerungsgruppe in Beziehung stehen, an die mittels der Gedenksteine erinnert werden

soll. Nicht erinnert werden wollen hingegen die Täter und die schweigende Mehrheit von seinerzeit, und nicht erinnert werden möchte auch die so genannte Nachwelt. Eine Nachwelt, die zwangsläufig die Nachwelt eben dieser Täter und eben dieser schweigenden Mehrheit ist. Eine Nachwelt, die keine persönlichen Bezüge zu dem Kapitel burgenländischer Geschichte entwickelt hat, an das hier erinnert werden soll. Zumindest keine Bezüge, die dem Gedenken an die jüdische Geschichte irgend einen Wert verleihen könnten.

Nur damit man mir an dieser Stelle keine selektive Wahrnehmungsstrategie unterstellt: Die *Kriegergedenksteine* der burgenländischen Gemeinden sind weder hinter Buschwerk versteckt, noch ist ihr Umfeld von leeren Getränkedosen verunstaltet. Allerdings sind jene, die mit den Kriegsoptionen in persönlicher Beziehung standen, oft auch heute noch am Leben, und sie leben vor Ort. Darin besteht offenbar der große Unterschied!

Die Juden des Burgenlandes sind fort. Sie wurden verfolgt, vertrieben, deportiert und vielfach ermordet, nachdem sie zuvor häufig noch misshandelt und gedemütigt worden waren. Und auf die eine oder andere Weise waren Burgenländer an Verfolgung, Vertreibung, Deportation, Misshandlung und Demütigung beteiligt. Jene, die überlebten, kamen in den seltensten Fällen zurück. Und jene, die zurück kamen, blieben nur selten da. Eine jüdische Gemeinde ist im Burgenland nach 1945 nicht wieder erstanden. Die jüdischen Kulturgüter, so sie nicht schon zuvor zerstört worden waren, wurden – wie etwa eine ganze Reihe von Synagogen – noch nach 1945 abgetragen oder aber aus dem lokalen Verantwortungsbereich abgeschoben. Die Friedhöfe wurden an die jüdischen Kultusgemeinden Graz und Wien abgegeben und damit jede regionale oder lokale Verantwortung weg geschoben. Selbst das Gedenken bleibt ein *Ausheimisches*, denn in den Texten auf den Denkmälern übernehmen die lokalen Bezugssysteme keinerlei Verantwortung. Verantwortlich für das Gedenken ist nicht die lokale Sozietät, aus deren Mitte die Juden 1938 vertrieben wurden, sondern allein die Wiener Kultusgemeinde. Die Gedenksteine in Mattersburg und Lackenbach bilden damit so etwas wie exterritoriale Räume mitten im Ortsbild; Plätze, die auf den *mental maps* der lokalen Bevölkerung – wenn überhaupt – nicht als die eigenen memoriert werden.

Die Juden, deren Sesshaftigkeit in der Diaspora stets nur eine relative gewesen ist, sind auch im Burgenland die *Ausheimischen* geblieben – selbst wenn ihnen in der österreichisch-ungarischen Grenzregion vergleichsweise lange Perioden relativ sicherer Sesshaftigkeit

beschieden waren. Die Juden waren Fremde, als sie im Burgenland zu siedeln begannen, und sie sind fremd geblieben bis zum heutigen Tag. An der Gedenkkultur lässt sich diese Fremdheit gut ablesen, denn jene, welche sich für die Gedenksteine, für Synagogen und jüdische Friedhöfe interessieren, kommen von auswärts und sprechen, wenn nicht gar fremde Sprachen, so doch zumindest nicht-burgenländische Dialekte. Und jene, welche sich im Burgenland für die Erhaltung und würdige Neunutzung von Synagogen, für die Sanierung von Friedhöfen und für das Gedenken im weitesten Sinne engagieren, sind ebenfalls häufig fremd oder haben sich – über den Umweg von Universitätsstudien und außerhalb des Burgenlands verbrachten Lebensabschnitten – selbst fremd gemacht.

Die Bande zwischen Juden und Nichtjuden waren im Burgenland – von Ausnahmen abgesehen – niemals außerordentlich freundschaftlich, auch wenn das mitunter nach 1945 in der historischen Rückschau so dargestellt worden ist. Mit der Vertreibung der Juden jedoch wurden auch jene nicht-emotionalen Beziehungen, also die wirtschaftlichen und sozialen Bande, endgültig zerschnitten. Auf jüdischer Seite fehlen jene, die dieses Band noch einmal aufgreifen könnten, weil auch die Überlebenden inzwischen verstorben oder nicht mehr reisefähig sind. Auf nichtjüdischer Seite fehlt häufig das Interesse oder auch der Mut, trotz schlechten Gewissens die Initiative zu ergreifen. Auf Gemeindeebene wird die Frage nach dem Umgang mit dem Erbe der jüdischen Kultur vor allem als administratives Problem behandelt und jede Entscheidung auf die Kultusgemeinden, die man für die einzig zuständigen Instanzen hält, abgeschoben. Die Bevölkerung indessen hat – abgesehen von einigen Ausnahmen, die ich durchaus wahrnehme – ihren Schlusstrich bereits gezogen. Eine Ausstellung über die Juden des Burgenlandes wie sie in diesem Hause derzeit gezeigt wird [Zerstörte Jüdische Gemeinden im Burgenland – Eine Spurensicherung, von 13. Dezember 2003 bis 7. März 2004 im Ethnographischen Museum Schloss Kittsee, A.d.R.], ein Vortrag wie dieser, sind letztlich der beste Beleg dafür, dass es eben nicht selbstverständlich ist, dass man die jüdische Kulturgeschichte der Region kennt. Und ganz gleich, wie viele Besucher diese Ausstellung am Ende bilanzieren wird und ganz gleich, wie viele Menschen sich Vorträge wie diesen anhören, jene, die sich interessieren, werden immer eine verschwindende Minderheit gegenüber jenen bleiben, die derlei Veranstaltungen indifferent oder auch kritisch gegenüber stehen.

Die Vertreibung der Juden aus dem Burgenland im Frühjahr 1938 war endgültig. Und weil diese Vertreibung mit breiter Unterstützung

der burgenländischen Bevölkerung stattgefunden hat und mit besonderem Eifer durchgeführt worden ist, sind die Wege zur Wiederannäherung, zum Gedenken und zur Arbeit an der *memoire collective* bis heute oftmals verbarrikadiert. Warum dem so ist, mag deutlich werden, wenn man die näheren Umstände der Judenvertreibung von 1938 beleuchtet: Früher nämlich und mit größerer Härte, als in allen anderen Regionen der „Ostmark“ wurden die Juden des Burgenlandes vertrieben. Und es war das persönliche Anliegen von Gauleiter Tobias Portschy und seinen willigen Helfern, dem Führer die erste *judenreine* Region des Anschlussgebiets zu präsentieren. Unmittelbar nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Österreich wurden die ersten Akte der Judenverfolgung eingeleitet. Eine zunächst spontane, oft improvisierte Verfolgung, die erst später in die planmäßige und bürokratisierte Vertreibung und Vernichtung führen sollte. Das Exilorgan der Sozialistischen Partei Österreichs teilte im April 1938 mit: „Die bei weitem schlimmsten Exzesse sind im Burgenlande begangen worden. In Mattersburg, wo sich seit altersher eine Judengemeinde befindet, organisierten die Nazis einen regelrechten Pogrom; die Juden wurden mißhandelt, viele von ihnen verwundet, alle vollständig ausgeplündert. In anderen Orten des Burgenlandes wurden die dort vereinzelt lebenden Juden überfallen, mißhandelt und geplündert.“<sup>7</sup>

In der eidesstattlichen Erklärung eines Betroffenen, des Präsidenten der ehemaligen jüdischen Gemeinde von Frauenkirchen, werden die Ereignisse vom März 1938 wie folgt geschildert: „Am 11. 3. 1938 in der Nacht vom Freitag zu Schabbat wurden wir durch den Einzug der Nazis eines anderen belehrt. Zunächst erschreckte man uns durch Einwerfen sämtlicher Fensterscheiben in unseren Wohnungen und Geschäften. Man raubte und plünderte, errichtete Volksküchen, um von den gestohlenen Lebensmitteln die arme Bevölkerung umsonst zu speisen.“<sup>8</sup>

Aus den Aufzeichnungen der Israelitischen Kultusgemeinde geht hervor, dass sich am 17. Juni 1938 bereits 799 burgenländische Juden in Wien befanden, hauptsächlich aus den Gemeinden Deutschkreutz,

---

7 Mitteilungen des Auslandsbüros österreichischer Sozialdemokraten, 22. 04. 1938. Zit. nach: Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes (Hg.): Widerstand und Verfolgung im Burgenland 1934–1945. Eine Dokumentation. Wien 1979, S. 311.

8 Eidesstattliche Versicherung des Präsidenten der Jüdischen Kultusgemeinde in Frauenkirchen betreffend die Vertreibung der Juden, 05. 05. 1942, zit. nach: Dokumentationsarchiv ... wie Anm. 7, S. 303.

Lackenbach und Rechnitz. Und am 30. November zählte man 1700 burgenländische Juden in Wien, so dass die Israelitische Kultusgemeinde den NS-Behörden melden konnte, dass sämtliche burgenländischen Judengemeinden aufgelöst worden seien.

Zuweilen wird heute behauptet, dass gerade die frühe Vertreibung relativ vielen burgenländischen Juden das Leben gerettet habe, da die Deportation zum Zeitpunkt ihrer Vertreibung noch nicht organisiert worden war. Diese Einsicht mag eine relative Wahrheit reflektieren, gelang doch tatsächlich 1286 burgenländischen Juden im Jahre 1938 von Wien aus die Ausreise aus dem NS-Machtbereich. Es ist aber eben nur eine relative und nicht die ganze Wahrheit. Einerseits, weil mit der frühen Vertreibung häufig ein besonders hartes Flüchtlingschicksal mit wochenlangen, planlosen Reisen quer durch Europa verbunden war. Andererseits, weil viele burgenländische Juden zwar zunächst nach den Nachbarstaaten ausreisen konnten, dann aber durch den Krieg abermals in den NS-Machtbereich gerieten und schließlich doch noch deportiert wurden. Hinzu kommt, dass die Argumentation, wonach die frühe Vertreibung eigentlich Glück im Unglück bedeutete, retrospektiv allzu leicht davon ablenkt, dass die Vertreibung selbst und insbesondere die näheren Umstände bereits verbrecherische Handlungen gewesen waren. Und schließlich darf bei einer kritischen Rückschau nicht vergessen werden, dass die frühe Vertreibung nicht deshalb durchgeführt worden ist, weil man den Juden Zeit zur Flucht hat geben wollen, sondern weil eine hinreichend große Zahl nichtjüdischer Burgenländer die Vertreibung, Demütigung und Ausplünderung der Juden gewollt oder billigend in Kauf genommen hat.

Immer wieder ist in der jüngeren Vergangenheit gefragt worden, woher der burgenländische Judenhass gekommen sei und aus welcher Quelle der antijüdische Eifer und die Gewaltbereitschaft der burgenländischen Nichtjuden gespeist worden seien. Der Verweis auf die österreichische Opferrolle, die Besetzung durch das Deutsche Reich – lange Zeit beliebteste Erklärungs-, Rechtfertigungs- und Entschuldigungsstrategie – wird heute immer weniger akzeptiert. Und wenn dieser Verweis in einem Fall wirklich völlig absurd erscheint, dann gerade im Burgenland, wo ohne die Unterstützung der regionalen Bevölkerung eine derart schnelle Judenvertreibung niemals hätte stattfinden können. Nichtjüdische Burgenländer waren also dabei, und sie waren an vorderster Front mit dabei, wenn es darum ging, die Juden zu demütigen, sie um ihren Besitz zu bringen und sich an jüdischen Gütern zu bereichern. Eine historische Hypothek für jenes Burgen-

land, das heute gerne als multikulturelles Musterland dargestellt wird. Und mehr noch: Die aktive Beteiligung einer hinreichend großen Zahl nichtjüdischer Burgenländer bei der Vertreibung der Juden stellt auch das Bild vom angeblich harmonischen Zusammenleben vor 1938 in Frage. Wenn es nämlich nur des Einmarsches Deutscher Wehrmachtssoldaten bedarf, um binnen kürzester Zeit starke Teile der burgenländischen Bevölkerung zu judenfeindlichen Aktivitäten zu motivieren, dann liegt auf der Hand, dass durch den Anschluss lediglich etwas zum Siedepunkt gebracht wurde, was vorher bereits einige Zeit geköchelt hatte.

Zum Zeitpunkt ihrer endgültigen Vertreibung blickten die Juden des Burgenlandes auf eine nahezu kontinuierliche Siedlungsgeschichte von mehreren Jahrhunderten zurück. Mögen die Berichte jüdischer Siedlungstätigkeit im Mittelalter noch dürftig sein, so verdichten sich seit dem 15. und 16. Jahrhundert die Nachrichten von der Ankunft jüdischer Siedler in der ungarisch-österreichischen Grenzregion. Diese Siedler gelangten nicht freiwillig in den Raum, der das heutige Burgenland bildet, vielmehr waren sie Teil jener Flüchtlingsströme, welche nach den Judenvertreibungen in Österreich und in Innerungarn auf der Suche nach einer neuen Heimat waren. In Westungarn, im heutigen Burgenland, einem Raum, der neben der ungarischen Volksgruppe deutschen Siedlern, Kroaten und Roma Heimat geboten hatte, fanden die vertriebenen Juden die Möglichkeit zur Niederlassung und zu einer Entfaltung, die ihnen in dieser Zeit andernorts verwehrt wurde.

Diese Niederlassung wurde möglich auf Grund der spezifischen geopolitischen Lage jenes Raumes, der das heutige Burgenland antizipierte: Es handelt sich um einen Grenzraum zwischen den österreichischen Erblanden und dem militärisch eroberten Königreich Ungarn. In diesem Grenzraum gelang den ansässigen Herrschaftsfamilien – den Pálffy, Esterházy und Batthyány – der Aufbau eigener, relativ autonomer Territorien. In ihrer doppelten Loyalität zum Kaiser- und Königshaus einerseits und zur ungarischen Adelsnation andererseits, entwickelten diese Geschlechter eine Form der politischen Unabhängigkeit, die sie zugunsten einer eigenen Bevölkerungspolitik nutzen konnten. Und Teil dieser Bevölkerungspolitik war über lange historische Perioden hinweg die Duldung, mitunter auch Begünstigung jüdischer Populationen.

Anders als in anderen europäischen Regionen zur Zeit des Feudalismus sorgten die westungarischen Grundherren für den Schutz ihrer Juden. Dies ist insofern bemerkenswert, als es keine Selbstverständ-

lichkeit war, und immer wieder sind die Esterházy und Batthyány deshalb als Philosemiten im engeren und als Philanthropen im weiteren Sinne verklärt worden. Ich halte jedoch angesichts der Bevölkerungspolitik der Esterházy und Batthyány zweierlei für unbedingt bemerkenswert:

Erstens verweist die Ausstellung von Schutzgarantien für einen spezifischen Teil der Bevölkerung vor allem darauf, dass dieser Bevölkerungsteil grundsätzlich in Gefahr gewesen sein muss. Wenn ein Grundherr extra schriftlich niederlegen muss, dass es bei Strafe verboten ist, den jüdischen Untertanen nach dem Leben zu trachten, dann dürfen wir heute getrost unterstellen, dass die Unversehrtheit der Juden keine Selbstverständlichkeit war. Vielmehr müssen wir angesichts der Schutzbriefe davon ausgehen, dass Juden allgemein häufiger Opfer von Gewalttaten werden mussten als Nichtjuden. Allein die Existenz von Schutzbriefen konterkariert somit die häufig strapazierte Vorstellung vom harmonischen multikulturellen Zusammenleben im Deutsch-Westungarn der Esterházy-Zeit. Wenn etwa die Mattersdorfer Juden durch die Herrschaft Esterházy ausdrücklich vor der Selbstjustiz ihrer Schuldner in Schutz genommen werden mussten, dann zeigt dies, dass genau mit dieser Selbstjustiz gerechnet wurde. Und wenn für den selben Ort Christen schriftlich dazu verpflichtet werden mussten, Juden im Kriegs- oder Katastrophenfall Beistand zu leisten, dann dürfen wir annehmen, dass es hinreichende Gründe gab, diesen Beistand zur Pflicht zu erheben.

Zweitens: Als davon die Rede war, dass die westungarischen Grundherren für den Schutz *ihrer* Juden sorgten, hat das Possessivpronomen ganz bewusst Verwendung gefunden. Das besitzanzeigende Fürwort steht nämlich dafür, dass es sich bei der jüdischen Bevölkerung um ein Humankapital handelte, das sich in Besitz der Grundherrschaft befand. Und ein Humankapital waren die Juden in der Tat. Die Grundherren ließen sich die Duldung der andernorts bedrängten und vertriebenen Juden teuer bezahlen. Mit anderen Worten: Die Juden entrichteten für ihr Recht, als Juden auf dem Territorium der Grundherrschaft sesshaft zu sein, drastisch höhere Steuern und Abgaben als die nichtjüdischen Untertanen. Und nicht nur das: Bereits die Handelstätigkeit der jüdischen Minorität für sich genommen gereichte zum wirtschaftspolitischen Vorteil der Region. Durch die Gesetzeslage zwangsläufig zur Händlerkaste gemacht, hatten die Juden auf diesem Feld vergleichsweise hohe Kompetenzen entwickelt. Jüdische Kaufleute waren interregional und international vernetzt und bereisten Orte,

die der übrigen Landbevölkerung höchstens vom Namen her vertraut waren. Infolge der Bedeutung des Talmud-Studiums waren Juden – anders als die Mehrheit der Christen – des Lesens und Schreibens mächtig und konnten sich dementsprechend auch Berufe aneignen, die dergleichen Kenntnisse voraus setzten. Vor allem die Esterházy als aufstrebendes Magnatengeschlecht wussten diesen wirtschaftspolitischen Wert der Juden zu schätzen, genauso wie sie die Präsenz italienischer Baumeister, Steinmetze und Rauchfangkehrer, serbisch-griechischer Unternehmer und slowakischer Wanderarbeiter zu schätzen wussten. Multikulturelle Bevölkerungspolitik war geradezu ein Markenzeichen Esterházyischer Ökonomie, wobei eben durchaus der ökonomische Gedanke und kein karitativer oder ideologischer im Vordergrund stand. Die andernorts bedrängten Juden wurden nicht etwa mit offenen Armen aufgenommen, weil sie bedrängt wurden, sondern weil sich ihre Kompetenzen und ihre Nischenökonomie in das Wirtschaftsgefüge der Region einpassen ließen und weil sich überdies mit der Bedrängtheit der Juden per se ein Geschäft machen ließ. Wer einer Bevölkerungsgruppe, die andernorts vertrieben worden ist, das Niederlassungsrecht einräumt, der kann – so funktioniert nun einmal die Ökonomie im Feudalismus – fast jede Summe von den Vertriebenen fordern. Wenn sich aber die politische Großwetterlage änderte, wenn sich der Druck aus Wien erhöhte, wenn der Klerus gegen die Juden Stimmung machte oder die christlichen Untertanen aufmüpfig wurden, so änderte sich auch die Judenpolitik der westungarischen Magnaten.

Anders als eine Reihe anderer Autoren halte ich es deshalb zumindest für fragwürdig, die Esterházy zu Philosemiten zu erklären, die aus Großzügigkeit und Milde ihr schützendes Schild über die jüdische Bevölkerung gehalten hätten. Vielmehr halte ich auch für Westungarn gültig, was Marum Samuel Meyer 1827 über die öffentlichen Verhältnisse der Juden in Mitteleuropa gesagt hat: „Den Juden war die Existenz verbürgt, d. h. die Gesetze verboten, sie zu töten, zu berauben. Doch die Institutionen waren nicht für sie da. Sie blieben immer die geduldeten Ausheimischen, denen man gerade soviel Recht gewährte, als sie bedurften, um kummervoll und ohne Ehre ihr Leben zu fristen.“<sup>9</sup>

„Schutzjude“ einer aristokratischen Grundherrschaft zu sein bedeutete unter den beschriebenen Voraussetzungen alles andere, als den Himmel auf Erden zu genießen. Von der Herrschaft geschützt und

---

9 Mayer, Marum Samuel: Die öffentlichen Verhältnisse der Juden. Stuttgart 1827, S. 97.

beschirmt zu sein, das hieß letztlich auch, nicht mehr als Untertan zu sein. Allerdings ein spezieller Untertan, der für die Herrschaft einen besonderen Wert bildete. Und genau dieser besondere Wert, der die Juden für die Herrschaft interessant machte, geriet in der nichtjüdischen Nachbarschaft zum Nachteil: In der Außenansicht nämlich waren die Juden die Fremden, die Anderen, die Gottesmörder und die Träger fragwürdiger Gewerbe, und zu alledem schienen sie aber auch noch die Liebkinder der Grundherrschaft zu sein. Mit ihren samt und sonders teuer erworbenen Rechten – Branntweimbrennerei und -Schank, mit eigener Gemeindeorganisation und teilweise eigener Gerichtsbarkeit – waren die Juden per se den Christen ent-stellt und damit auf eine andere Stufe gehoben worden. Und ganz gleich, ob mit dieser Sonderstellung nun reale ökonomische Vorteile oder Nachteile verbunden waren – die Juden waren anders, und dieses Anderssein weckte das christliche Unbehagen. Ein Unbehagen, das dazu motivierte, die Juden streng zu observieren und jede tatsächliche oder vermeintliche Verfehlung eines Juden sofort bei der Herrschaft anzuzeigen. Ein latentes Unbehagen auch, das dann zu Panik und zu Hass auswuchs, wenn fremde Heere die Region heimsuchten oder die Erklärung für rational unerklärliche Epidemien gesucht wurde.

Die Juden waren die Anderen, die permanent Verdächtigen, die man nicht gerne um sich hatte. Und doch hatte man die Juden als christlicher „Burgenländer“ stets um sich. Nicht nur, weil sie ein verbrieftes Recht für den sicheren Aufenthalt genossen, sondern auch, weil man die Juden brauchte und geradezu auf sie angewiesen war. Juden und Nichtjuden lebten in Westungarn nicht einfach nebeneinander her, sondern standen miteinander in sozioökonomischen Interdependenzgeflechten, die durch Handel und Finanzwirtschaft begründet worden waren. Bei dem österreichisch-ungarischen Statistiker Martin von Schwardtner heißt es über die westungarischen Juden des späten 19. Jahrhunderts: „Das einzige Gewerbe der Juden, die im Land herumirren, nicht säen und nicht spinnen, sind das Branntweimbrennen und das Branntweinschenken, der Handel mit den rohen Landesprodukten, welchen sie schon beinahe ganz in ihren Händen haben, das Kleiderschleppen und das Hausieren auf den Dörfern.“<sup>10</sup>

---

10 Schwardtner, Martin von: Statistik des Königreichs Ungarn. Bd. 1. Ofen 1809, zit. nach: Häusler, Wolfgang: Assimilation und Emanzipation des ungarischen Judentums um die Mitte des 19. Jahrhunderts. In: Österreichisches Jüdisches Museum in Eisenstadt (Hg.): Studien zum ungarischen Judentum (=Studia Judaica Austriaca 3). Eisenstadt 1976.

Sehen wir von dem nationalökonomisch inspirierten missionarischen Impetus und dem pejorativen, leicht judenfeindlichen Unterton ab, so zeigt uns dieses Zitat eines aufgeklärten Wissenschaftlers nicht nur, womit die westungarischen Juden ihren Lebensunterhalt bestritten und ihre Steuern und Abgaben finanzierten, sondern auch, dass die Juden der Region in ständigem wirtschaftlichen Austausch mit der nichtjüdischen Bevölkerung standen: Weder Branntweinproduktion, noch Branntweinschank wurden von den Juden ausschließlich für jüdische Konsumenten betrieben, und der Handel mit den Agrargütern war natürlich in erster Linie ein Handel, der die Juden zu den nichtjüdischen Bauern führte. Denken wir darüber hinaus daran, dass die Juden Textilien, Kurzwaren und Gebrauchsgüter aus den Städten zu den Endverbrauchern auf dem Lande brachten, so liegt auf der Hand, dass auch hier wieder vor allem nichtjüdische Kunden beliefert wurden. Denken wir schließlich dahingehend weiter, dass jüdische Krämer und Viehhändler häufig auch Finanzgeschäfte mit den nichtjüdischen Bauern abwickelten – etwa indem sie Kredit auf die nächste Ernte gaben – dann wird klar, dass die wirtschaftlichen Interaktionsgeflechte zwischen Juden und Nichtjuden eine ziemliche Dichte erreichten. Die vielschichtigen Wirtschaftsbeziehungen jedoch führten nicht etwa zu einer emotionalen Nähe, sondern vielmehr zu einer ständigen Reproduktion der bestehenden Distanz. Die Juden, die von den erwirtschafteten Profiten lebten und ihre Steuern zu finanzieren hatten, mussten sich um ihre Renditen kümmern, die Nichtjuden in ihrer Rolle als Käufer oder Verkäufer indessen kämpften ihrerseits um ihr Überleben und ihren Wohlstand. Und dennoch: Juden und Nichtjuden standen – unter der Voraussetzung der feudalen Ordnung – in wechselseitiger Abhängigkeit. Der christliche Bauer wusste, dass er bestimmte Waren beim jüdischen Händler kaufen und seine Erzeugnisse über den jüdischen Händler verkaufen musste. Umgekehrt wusste der jüdische Händler, dass er ohne christliche Lieferanten bzw. Kunden seines Erwerbs verlustig ging. Was am Ende blieb, war eine ambivalente wechselseitige Wahrnehmung: Die Juden galten als Übel, aber sie galten als ein notwendiges Übel. Umgekehrt lebten die Juden von den Profiten, die sie im Handel mit den Nichtjuden machten, nahmen Diskriminierungen und Feindseligkeiten als gottgegeben in Kauf und arrangierten sich schlecht und recht mit ihren zwangsläufigen Partnern. Juden und Nichtjuden saßen in wirtschaftlicher Hinsicht – um ein gebräuchliches Bild aufzugreifen – im selben Boot. Aber sie saßen an unterschiedlichen Positionen in diesem Boot und ruderten durchaus nicht immer in

dieselbe Richtung, und das Bewusstsein, im selben Boot zu sitzen hinderte sie nicht daran, sich wechselseitig beim Bootsbesitzer zu denunzieren. Und – um bei diesem Bild zu bleiben – wenn es die äußeren Bedingungen erlaubten, wenn Wasser- und Windverhältnisse günstig waren, dann unternahmen vor allem die Nichtjuden, oft im Verein mit dem Klerus, den Versuch, die Juden über die Reling zu stürzen.

Für die wechselseitige Wahrnehmung, für die Werthaltungen und Gefühle zwischen Juden und Nichtjuden im ländlichen Westungarn gilt insofern am Ende nicht minder, was Albert Ilien und Utz Jeggle über die prämoderne dörfliche Gesellschaft im Allgemeinen formuliert haben: „Widersprüche in der materiellen Existenz zerstückeln das Gefühlsleben und die Kommunikationsebenen in einzelne, nicht zusammenhängende Situationen: Solidarität und Konkurrenz, Liebe und Haß, Angst und Hoffnung, Zuneigung und Abweisung, das alles muß koexistieren können.“<sup>11</sup>

Wenn an dieser Stelle für etwas mehr Nüchternheit bei der Interpretation der jüdischen Geschichte zur Zeit der Grundherrschaft plädiert wird, dann sei gleichwohl festgehalten, dass es Pogrome von russischem Ausmaß in Westungarn bzw. im Burgenland vor 1938 tatsächlich nicht gegeben hat. Generalisierend von einem friedlich-symbiotischen Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden zu sprechen, hielte ich dennoch für verfehlt. Mögen die Juden von Westungarn auch nicht eben massenhaft gewaltsam zu Tode gebracht worden sein, so wurden sie dennoch – um mit einem zeitgenössischen Trendbegriff zu sprechen – *gemobbt*. Im günstigsten Falle kennzeichnete jenseits der ökonomischen Verflechtungen eine reflexive Ignoranz das jüdisch-christliche Verhältnis. Im ungünstigsten Falle erfuhren die Juden Denunziation, ungerechtfertigte Mordbeschuldigungen, Überfälle und Diebstähle.

Bis zu ihrer völligen rechtlichen Gleichstellung mit den Nichtjuden in Österreich-Ungarn im Jahre 1867 führten die Juden ein Leben gekennzeichnet von Instabilität, Rechtsunsicherheit und unmittelbarer Abhängigkeit von einer Herrschaft, die sich je nach ihrer eigenen aktuellen Macht- oder Ohnmachtsposition gegenüber Wien bzw. Budapest und gegenüber dem Klerus mal eher projüdisch, mal eher antijüdisch ver-

---

11 Jeggle, Utz und Albert Ilien: Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner. In: Wehling, Hans-Georg: Dorfpolitik. Fachwissenschaftliche Analysen und didaktische Hilfen. Opladen 1978, S. 38–53, hier S. 49.

hielt. Die Juden waren insofern nicht wirklich selbstverständlicher Teil der Bevölkerung; sie waren sicher nicht gesellschaftlich integriert, aber sie waren auch nicht völlig desintegriert. Sie befanden sich vielmehr in einem labilen Gleichgewicht zwischen Integration und Desintegration. Ein Gleichgewicht, das ständig neu ausbalanciert werden musste.

Dass die Juden selbst ihren westungarischen Siedlungsraum nicht unbedingt als attraktiv erlebt haben, mag deutlich werden, wenn man in Rechnung stellt, dass in dem Moment, da Juden und Nichtjuden die völlige rechtliche Gleichstellung erzielt hatten, die große Abwanderungswelle aus der Region einsetzte. Kaum hatte die Gesetzgebung des Jahres 1867 das bislang so starke Band zwischen Grundherrschaft und jüdischer Population zerschnitten, machten viele westungarische Juden von ihrem neuen Bürgerrecht der Freizügigkeit Gebrauch und zogen entweder in ungarische Städte oder aber nach Wien, wo sie im habsburgischen Schmelztiegel urbanisiert und verbürgerlicht wurden. Nur wenigen Juden gelang in Westungarn selbst der wirtschaftliche Aufstieg und der Anschluss zur Moderne: etwa dem Brauereibesitzer Károly Wolf in Oberschützen oder der Konservenherstellerin Fanny Bogdany in Rechnitz. Doch den wenigen Modernisierungsgewinnern stand eine größere Zahl von Modernisierungsverlierern gegenüber. Jene, die den Anschluss zur Moderne suchten, zogen in die Städte oder verbürgerlichten ihre Existenz vor Ort in Deutsch-Westungarn. Jene, die diesen Anschluss entweder nicht suchten oder ihn nicht finden konnten, setzten ihr traditionelles Leben fort, ohne dass sie die Chance erhalten hätten, sich als Bürger unter Bürgern zu integrieren. Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein bildeten die verbliebenen Juden des Burgenlandes somit eine traditionelle Enklave, in der Kulturformen aufrecht erhalten wurden, die von den städtischen Juden schon bald als exotisch und pittoresk empfunden wurden. Wohl aus diesem Grunde blickten in der Zwischenkriegszeit intellektuelle Juden von Wien bis New York mit einem durchaus als volkskundlich zu bezeichnenden Interesse auf diese Region.

Das Burgenland, nach dem Ersten Weltkrieg zunächst dem posthabsburgischen Ungarn zugeschlagen, war 1921 Teil der Ersten Republik geworden. Verbunden damit war ein nicht ganz schmerzfreier Ablösungsprozess, der nicht nur im Inneren des Burgenlandes vollzogen, sondern auch von außen her gefördert wurde. Als periphere Region Ungarns bereits in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts strukturell nicht eben bestens bedient, gelangte das nunmehrige Burgenland in ein ökonomisch schwaches Österreich, das sich selbst

kaum für überlebensfähig hielt. Ein Österreich auch, das für sein jüngstes Bundesland strukturpolitisch wenig oder nichts tun konnte. Umso mehr indessen konnten jene tun, welche dem Burgenland germanomane Infusionen gaben. Deutschnationales Opium für eine Region, die sich gerade erst zum Übertritt in ein deutschsprachiges Land entschlossen hatte. Deutsch werden, das wollten in der Zeit nach dem Ersten Weltkrieg fast alle Burgenländer, vielfach auch die Juden. Und den Anschluss als politisches Programm findet man in sämtlichen politischen Parteien und Vereinigungen des Burgenlandes wieder. Dass die NSDAP im Verlauf der Zwischenkriegszeit gerade in dieser Region eine besonders steile Karriere machen sollte, lag nicht zuletzt darin begründet, dass die starke protestantische Minderheit des Burgenlandes den Anschluss an das mehrheitlich protestantische Deutsche Reich schnellstmöglich anstrebte. Aber das ist noch nicht alles: Es war „die verspätete Nation Deutschland“<sup>12</sup>, welche ihre Verspätung durch ein Maximum an Nationalismus einzuholen versuchte. Die deutschsprachigen Burgenländer haben ihre nationale Zugehörigkeit noch viel später gefunden und gerade deshalb die dazu passende Ideologie mit besonderem Eifer adaptiert und ihre Lehren exekutiert. Das deutschsprachige Westungarn, zur Zeit der Doppelmonarchie niemals ernsthaft vor die Frage nach der nationalen Selbstdefinition gestellt, erwachte in dieser Hinsicht erst, als der Erste Weltkrieg neue Realitäten geschaffen hatte. Und dieses nationale Erwachen war umso heftiger, als es verspätet erfolgte, als es aufgeladen wurde durch die Erkenntnis der eigenen Randlage, der strukturellen Defizite der Region und durch die antikatholische Anschlussmanie der südburgenländischen Protestanten.

Der Antisemitismus als Teil nationaler Ideologiegebäude mag bei der neuen Identitätsbildung der Burgenländer gar nicht im Vordergrund gestanden sein. Seine latente Wirksamkeit indessen hat dazu geführt, dass die Juden gar nicht erst Teil der nationalen Bewegung geworden sind. Als ohnehin nur teilintegrierte Bevölkerungsgruppe gehörten sie schon vorher nicht wirklich zur Mehrheitsgesellschaft, und ihre kulturellen Charakteristika standen einer Integration auch weiterhin im Wege.

Wenn ein sozialdemokratischer Parteiführer äußert, dass man „aufräumen sollte, mit allem was noch magyarisches ist“<sup>13</sup>, wenn ein Landes-

---

12 Plessner, Helmuth: Die verspätete Nation. Über die Verführbarkeit bürgerlichen Geistes. In: Dux, Günter, Odo Marquard und Elisabeth Ströker (Hg.): Helmuth Plessner. Gesammelte Schriften. Frankfurt/M 1982 (zuerst Zürich/Leipzig 1935), S. 11–223.

hauptmann (Walheim) das „Ungarisch plappern“<sup>14</sup> an den Schulen verbietet, dann wird deutlich, welche Stimmung im jungen Burgenland von links bis rechts geherrscht hat. Eine Stimmung, die natürlich nicht dazu angetan ist, Bevölkerungsgruppen zu assimilieren, die nicht eindeutig der eigenen Seite zuzuzählen sind. Und die Juden, die der deutschen Schriftsprache oft ebenso wenig mächtig waren wie der ungarischen und darüber hinaus noch ihr eigenes kulturelles und soziales Leben führten, erschienen in der Außenperspektive eben alles andere als eindeutig. Wie in vielen europäischen Grenzräumen im Verlauf der Moderne ist auch im Burgenland die ethno-kulturelle Homogenisierung mit besonderer Härte und Intensität betrieben worden, und wie andernorts auch hatten die Juden unter der ethno-kulturellen Homogenisierung zu leiden. Für die jüdische Population war Deutsch-Westungarn freilich schon lange bevor die Kategorien des Nationalen und Ethnischen ihre steile Karriere gemacht haben keine paradiesische Umwelt. Mit der verspäteten und deshalb umso heftigeren Ausbildung des Nationalbewusstseins jedoch waren die alten wirtschaftlich und sozial bedingten Antagonismen auf eine neue Ebene gehoben worden. Die Sonderstellung, welche die ungarischen Magnaten den Juden zugewiesen hatten und welche die Juden langfristig zu *Anderen* gemacht hatte, wurde zementiert, indem man die Sonderstellung als solche zum Indikator für Unzuverlässigkeit und Unzugehörigkeit erklärte. Sonderstellung reproduziert Sonderstellung, so könnte man diesen *circulus vitiosus* auf den Punkt bringen.

Die Juden also waren fremd gewesen, als sie in das heutige Burgenland kamen. Ihre Fremdheit hatten sie teilweise mitgebracht. Mitgebracht in Form ihres Glaubens, der vom Klerus als Irrlehre definiert wurde, und in Form ihrer religiös bedingten Eigenheiten, die auch in alltagskultureller Hinsicht nicht immer kompatibel mit den Merkmalen der Mehrheitsbevölkerung waren. Von den Magnaten zugewiesen indessen bekamen die Juden ihre ökonomische und soziale Sonderstellung, die in der Außenperspektive verschmolz mit der mitgebrachten kulturellen Eigenart und die Juden langfristig auf

---

13 Leser, Ludwig: Zehn Jahre Burgenland. In: Burgenländische Freiheit II/20, 15. 05. 1931.

14 Baumgartner, Gerhard: „Jdevalósi vagyok“ – „Einer der hierher gehört.“ Zur Identität der ungarischen Sprachgruppe des Burgenlandes. In: Ders., Eva Müllner und Rainer Münz (Hg.): Identität und Lebenswelt. Ethnische, religiöse und kulturelle Vielfalt im Burgenland. Burgenländischer Forschungstag 1988 (=Tagungsband der burgenländischen Forschungsgesellschaft). Eisenstadt 1989, S. 69–84, hier S. 70.

bestimmte Rollen festlegte. Unter der Verachtung und dem *Mobbing* der Mehrheitsbevölkerung festigte und reproduzierte sich nicht nur die jüdisch-religiöse Identität, sondern auch die soziale Kohäsionskraft der jüdischen Population, denn wie Max Weber gesagt hat, wurde „das Band zwischen Jahve und seinem Volk um so unzerreißbarer, je mörderischer Verachtung und Verfolgung auf den Juden lasteten.“<sup>15</sup>

Der äußere Druck, die Verachtung und Geringschätzung, die Bedrohung und Gewalt wurden von innen heraus mit einer immer fester gefügten Zementierung dessen beantwortet, was jüdische Identität ausmacht. Der Stolz der Juden auf ihr Jüdischsein wuchs mit dem Druck von außen. Der ausgrenzende Ring, den die Nichtjuden um die jüdische Population zogen, hatte zur Ausbildung eines inneren, der Verteidigung jüdischen Soseins dienenden Defensivrings geführt. Und beide Ringe waren am Ende so hermetisch abgedichtet, dass eine weitergehende Annäherung, eine Integration gar, die auf die selbstverständliche Zugehörigkeit der Juden hinaus gelaufen wäre, nicht möglich schien.

Die politische Dynamik der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg schuf im Burgenland Realitäten, auf die die Region weder intellektuell noch psychisch vorbereitet gewesen war. Das bislang selbstverständliche, wenn auch nicht unbedingt friedliche und gemütliche Nebeneinanderleben verschiedener Ethnien und Konfessionen wurde plötzlich zum vorrangigen Thema. Der Multikulturalismus des Habsburger-Reiches war Geschichte, und die neue österreichische Republik und viele der in ihr aktiven politischen und intellektuellen Eliten erwarteten von den Burgenländern die Selbstdefinition als Deutsch, und sie erwarteten ein besonders eindeutiges Deutschsein in der multiethnischen Grenzregion.

Eine *civitas*-Kultur, ein demokratisch-republikanisches Bewusstsein, das die Menschen als Bürger, nicht als Juden, Christen, Kroaten, Ungarn etc. definierte, konnte sich vor diesem Hintergrund im Burgenland kaum durchsetzen. Und weder die deutsche noch die ungarische Volksgruppe wäre dazu bereit gewesen, die Juden als Bürger zu integrieren. Umgekehrt freilich darf bezweifelt werden, dass die orthodoxen, gemessen an urbanen Standards „ungleichzeitigen“ burgenländischen Juden fähig und bereit gewesen wären, sich in eine solche *civitas*-Kultur einzufinden. Der im Burgenland verspätet eingefahrene Zug der gesellschaftlichen Modernisierung im Sinne einer Herausbil-

---

15 Weber, *Wirtschaft u. Gesellschaft*, S. 300.

dung nationaler Denkkategorien hatte seine Reise fortgesetzt, ehe die Juden darin einen Platz gefunden hätten oder auch nur zum Einsteigen aufgefordert worden wären. Dass der Zug schließlich nicht in eine gesellschaftliche Moderne *à la française* oder eine *civitas*-Kultur nach schweizerischem Muster gefahren ist, liegt nicht zuletzt in seiner verspäteten Ankunft begründet.

Die Juden waren nicht einheimisch geworden zur Zeit der Grundherrschaft, und sie wurden auch nicht integriert, nachdem das Zeitalter der Grundherrschaft zu Ende gegangen war und die Gesetzgebung Juden und Nichtjuden *theoretisch* zu Gleichen unter Gleichen gemacht hatte. Die burgenländischen Juden blieben am Rande der Gesellschaft stehen, als sich das Burgenland nach dem Ersten Weltkrieg germanisierte und wurden dafür, dass man sie zum nationalen Selbstfindungsprozess nicht eingeladen hatte, nur mit fortschreitender Desintegration gestraft. Der Umstand, dass das Gedenken auch heute noch gerne zur Angelegenheit der anderen gemacht wird, erscheint da nur folgerichtig, denn wenn man das Jahr 1938 nach guter österreichischer Lesart zu einem Jahr erklärt, für das die Deutschen verantwortlich waren, dann ist klar, dass das Gedenken für die ehemaligen *Ausheimischen* nicht Sache der heutigen Einheimischen sein kann.

## Über die Autorin/den Autor

*Irmgard Jurkovich*, geb. 1941 in Kittsee, war 25 Jahre lang Direktorin der UNESCO-Hauptschule Kittsee. Sie beschäftigt sich sozusagen als Heimatforscherin seit über 30 Jahren mit der jüdischen Geschichte ihres Heimatortes – auch im Rahmen ihrer beruflichen Tätigkeit: Mit ihren Schüler/innen befragte sie die Kittseer Bevölkerung nach ihrer Erinnerung an die jüdischen Mitmenschen und pflegte außerdem den jüdischen Friedhof von Kittsee.

*Peter F. N. Hörz*, geb. 1966 in Reutlingen, studierte Volkskunde/Empirische Kulturwissenschaft, Erziehungswissenschaft und Sozialgeschichte in Tübingen und Wien. 2001 promovierte Hörz an der Universität Wien. Seine Dissertationsschrift „Jüdische Kultur im Burgenland. Historische Fragmente, volkskundliche Analysen“ ist soeben in Buchform [Hörz, Peter F. N.: Jüdische Kultur im Burgenland. Historische Fragmente – volkskundliche Analysen (= Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, Bd. 26). Wien 2005.] erschienen. Im Rahmen der Recherchen zu dieser Arbeit besuchte er alle Orte im Burgenland, die vor 1938 Sitz einer jüdischen Gemeinde waren. Derzeit ist Hörz wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg.





Ethnographisches Museum  
SCHLOSS KITTSEE